

Anekdoten um Hitler

Geschichten aus einem
halben Jahrhundert

Türmer Verlag

HENRIETTE VON SCHIRACH

ANEKDOTEN UM HITLER

Persönlichkeiten, die Geschichte machten, hinterließen Anekdoten. So ranken sich um Zar Peter den Großen, Martin Luther, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Napoleon I. oder Konrad Adenauer unzählige Anekdoten und Geschichten.

Die Welt kannte und kennt Hitler als Programmatiker und Parteigründer, als gewaltigen Redner und Volksführer, als Politiker, Staatsmann, Feldherrn und Alleinherrscher. Aber als Menschen kennt sie ihn nicht; als solchen haben ihn zu seinen Lebzeiten auch nur wenige Deutsche gekannt. Henriette von Schirach, die Tochter von Hitlers Leibphotographen, ist wohl die einzige lebende Frau aus dem engsten Kreis um Hitler, die trotz der hohen Stellung ihres Mannes den privaten Hitler ungleich näher und intensiver kannte als den offiziellen Führer und Reichskanzler. Denn er verkehrte im Hause ihres Vaters seit 1921 wie daheim. Beinahe ein Menschenalter währte dieser persönliche und erlebnisreiche Vertrauensbund zwischen dem berühmten Mann und der ebenso begabten wie bildhübschen Schülerin.

Der Achtjährigen offenbarte sich Hitler als Meister am Klavier – ausgestattet mit dem absoluten Gehör, wie sie später erfuhr – und als Kenner der Musik Richard Wagners, die Henriette vorher langweilte. Erwachsen und verheiratet, lernte Henriette Hitler als großzügigen Gastgeber, faszinierenden Gesellschafter, witzigen Plauderer, unerschöpflichen Geschichtenerzähler und Lebenskünstler kennen. Hitler hatte sich längst vom „Küß-die-Hand-Österreicher“ zum weltmännischen Causeur gewandelt.

Es ist heute an der Zeit, der Welt auch einmal den anderen Hitler zu zeigen, den Heiteren, den Mitmenschlichen, den gemüthlichen Österreicher, den trunkenen Künstler, den Geistreichen voller Einfälle und Spontanitäten und den „Zwangsbeglückter“, der sich und andere ein bißchen glücklich machen wollte. Davon handeln auch die „Anekdoten um Hitler“

TÜRMER-VERLAG
D 8131 Berg/Starnberger See 3

Weitere Türmer-Bücher:

WOLFGANG HENNIG ZEITGESCHICHTE IN ZITATEN

Höhepunkte historischer Darstellung
256 Seiten – Leinen – DM 24,80 – ISBN 3-87829-050-7

Diese mit leidschaftlicher Anteilnahme zusammengestellte „Zeitgeschichte in Zitaten“ liest sich wie eine spannende Reportage. In packender Form ruft sie aktuelle Geschehnisse unserer Generation in das Gedächtnis zurück und kommentiert sie mit unabhängiger Sachkunde. Dieser vielseitige Führer durch die Ereignisse unserer Zeit enthält über hundert kleine Geschichten unserer großen Geschichte. Der Band ist ein besonders wertvolles Geschenk für jüngere und ältere Menschen, die sich ein eigenes Urteil über die Gründe bilden wollen, die das Schicksal Deutschlands gestaltet haben.

KARL IPSER DER STAUFER FRIEDRICH II. Heimlicher Kaiser der Deutschen

264 Seiten – über 100 Bilder – Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 28,-
ISBN 3-87829-051-9

Einer der besten Kenner der Zeit der Staufer, zeichnet in diesem fesselnden Band den Aufstieg unseres Volkes zu seiner lebendigen Form nach. Ipser setzt bei Karl dem Großen ein, schildert in lebhaften Strichen die Reichwerdung, widerlegt die absurde These von den deutschen Cäsaren, beschreibt die dramatische Auseinandersetzung zwischen den Päpsten und dem Reich und wendet sich der faszinierenden Gestalt Kaiser Friedrichs II. zu, der schon von den Zeitgenossen „Stauen und Wunder der Welt“ genannt wurde. In einer erregenden Zusammenschau von einem halben Jahrtausend deutscher Vergangenheit wird jener Kaiser in den Mittelpunkt dieses hervorragenden Werkes gestellt, der als Wandler unserer Welt, als heimlicher Kaiser deutscher Sehnsucht, als Mitbegründer einer neuen Zeit das Reich der Deutschen sowohl politisch als auch geistig zu einer der glanzvollsten Epochen seiner Geschichte führte.

HERMAN NOELLE DIE LANGOBARDEN Germanen begegnen Rom

336 Seiten – Bilder – Ganzleinen – DM 29,80 – Großformat
ISBN 3-87829-054-1

Durch tausend Jahre zeigt dieses Buch den Weg der Langobarden von Skandinavien nach Oberitalien, und es bringt zugleich eine faszinierende Germanendarstellung, wie es sie bisher wohl kaum gegeben hat. Mehr noch: Es schildert die große Begegnung der Germanen mit Rom und damit in einer einmaligen Leistung den Beginn der neuen Zeit. Es ist ein großes Ereignis der Geschichte und Kulturgeschichte, das der Leser mit neuen Augen sehen wird.

REINHARD POZORNY BILDER DER VERGANGENHEIT Neu deutsche Erzählungen

200 Seiten – 8 Bildtafeln – Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 24,80

Der bekannte sudetendeutsche Schriftsteller und Volkstumspolitiker erweist sich in diesem Band erneut als glänzender Darsteller der großen geschichtlichen Zusammenhänge, die uns noch und immer bewegen. In diesem Lehrbuch der Geschichte wendet sich der Verfasser auch an die Genussung des Lesers und trägt zur Vertiefung des Geschichtsbewusstseins bei.

RICHARD SUCHENWIRTH DER DEUTSCHE OSTEN

Aufstieg und Tragödie
338 Seiten – 2 Karten – Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 29,80
ISBN 3-87829-052-7

Der bekannte Historiker vermittelt in dieser historischen Schau ein eindrucksvolles Gesamtbild von der Besiedlung, Entwicklung und Erschließung des ganzen deutschen Ostens. Da heute fremde Völker und Nationen den deutschen Osten und seine Geschichte für sich zu beanspruchen versuchen, ist dieses Werk eine notwendige Richtungsstellung.

GABRIEL GARCIA VOLTA DIE WESTGOTEN

Aufbruch und Untergang eines Germanenvolkes
ca. 240 Seiten – 16 Bildtafeln Karten – Großformat –
Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 28,-

Das vorliegende Buch – eine Übersetzung des neuesten Werkes eines spanischen Historikers – fußt auf allen zugänglichen Quellen, setzt sich mit bisher bekannten Darstellungen zu diesem Thema auseinander und zeichnet ein faszinierendes Bild vom Leben, Kampf und Untergang eines großen germanischen Volkes, das schließlich an seiner Uneinigkeit zerbrach.

Anekdoten um Hitler

GESCHICHTEN
AUS EINEM HALBEN JAHRHUNDERT

Gesammelt und herausgegeben von
Henriette von Schirach

Mit einem Nachwort von Karl Gröninger

TÜRMER-VERLAG • BERG/STARNBERGER SEE 3

Einbandentwurf und Umschlag: H. O. Pollähne
Bilder: Aus dem Privatbesitz

ISBN 3 87829 061 6

© 1980 by Türmer-Verlag, D-8131 Berg/Starnberger See 3
Satz und Druck: Gugath & Sohn, München
Bindearbeiten: Thomas-Buchbinderei, Augsburg

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

	Seite
Vorwort	7
Jugend und 1. Weltkrieg	9
Hitlers erster Schulgang (11), Der namensstolze Schüler (12), Der Tod im Wirtshaus (12), Ministrant und Stiftssänger (13), Das noble Geschenk (15), Der Gefreite auf Nachtwache (16), Ererbte Tragik (19), Das Riesenmikroskop (20)	
Hitler und die Frauen	21
Hitlers erster Kuss (23), «Meine Braut ist Deutschland» (23), Zwei Torten mit «Hitler-Porträts» (26), Hitler und die BDM-Tracht (27), Hitlers Diätköchin (27), «Die ewige Lampe» (28), Hitlers Harmonie-Bedürfnis (29), Die Pellkartoffeln der Frau Botschafterin (31), «Ich beginne mich vor den Frauen zu fürchten» (31), Der «verhinderte» Ehemann (35)	
Vor und nach dem Hitler-Putsch	39
Die Bienen und die Wespe (41), Der abgeblitzte Reporter (42), Der Photograph und der Leibwächter (46), «Ich verehere das Haus Wittelsbach» (48), Zwei verhinderte Kunstmaler (49), Festung Landsberg oder das «fidele Gefängnis» (49), Eine rührselige Weihnachtsgeschichte (53), Ein «falsches» Bild geht um die Welt (54), Unterm Mistelzweig (55)	
Kampfzeit	59
Eine fatale Karikatur (61), Freund Isi (61), Der «Deserteur von Oberammergau» (63), Juden, Chinesen und ein Prinz (65), «Putzi, mein Spielmann» (65), Hitler auf Spendenfahrt (66), Wie «Sekundanten eines Boxers» (68), Das gutgemeinte «Danaergeschenk» (68)	

Der Reichskanzler

71

Oswald Spengler und Adolf Hitler (73), Der Reichstag brennt (75), Hitlers katholische Partner (76), Hitler als Autofahrer und Propagandist (78), Ein Schlagabtausch (80), Der Mord an Freunden (81), Pater Stempfle (82), «Der falsche Hitler» (83), Der Riesen-Teppich (84), Hitlers Dolmetscher (85), «Ihre Armbinde bin ich» (86), «Ich habe Niemöller verhaften lassen» (88), Hitler und der Bettler (90), Meister Goebbels (91), Karl Valentin und Adolf Hitler (93), Ein böser Streich (95), «Die feinste Gesellschaft» (97), Hitlers «Maikäfer» (98), Henry Ford und Hitler (99), Das Etui und der Becher (101), Späte Anerkennung (102), Der Duce besucht den Führer (102), Hitler, der Anti-Nimrod (104), Die Windsors bei Hitler (105), Hitlers Ängste (107), «Wer zum Verräter wird, . . .» (111), «Ich habe in Mühldorf eine kleine Besprechung» (113), «Ist das schon alles – oder kommt noch was nach?» (115), Das Gesicht Hitlers (117), Hitler der Maler (118), Hitler der Kunstsammler (120), Hitlers Vorsehung (124), Franco und Hitler (127)

Götterdämmerung

129

Eine geheimnisvolle Reise (131), Am Grabe Napoleons (133), Zum Tee bei Otto Meissner (135), Der «Bulle» Bormann (136), Der General und die Mücke (138), Der «Feindsender-Hörer» Heinrich Hoffmann (138), Stalingrad – oder der Anfang vom Ende (140), Eine Freundestat (143), Hitlers Tafelrunde (144), Der «Zuträger» Hoffmann (149), Der abergläubische Hitler (153), «Alles auf eine Karte setzen» (154), «Ich bin ein mediterraner Mensch» (155)

Nachwort

159

Vorwort

Wenn ich an Hitler denke, sehe ich nicht den triumphierenden Führer unterm Lichterdom auf dem Reichsparteitag, auch nicht den strahlenden beim Abschreiten der Gevierte jubelnder Mädel und Jungen, wenn er in ihre leuchtenden Gesichter schaut. Ich sehe nicht Hitler oben in seinem Felsenest auf dem Kehlstein, dessen Augen der trunkenen Sehnsucht wie ein anderer Parsifal über die Gipfel in die Unendlichkeit schweifen. Ich denke auch nicht an den Führer und Reichskanzler bei den grossen Neujahrsempfängen inmitten der Botschafter der Welt und ihrer Damen in der Marmorhalle der Reichskanzlei zu Berlin. Ich weiss aber, dass der französische Botschafter François Ponçet während einer seiner Empfänge zu mir sagte: «C'est la première cour du monde.»

Ich sehe auch nicht mehr den geschlagenen Hitler vor mir, der zusammengesunken in einem tiefen Sessel vor dem Kaminfeuer des Berghofes sitzt, die Meldungen über die gefallenen Soldaten und Offiziere, versenkten Schiffe, zerbombten Städte und abgeschossenen Flugzeuge liest. Das Papier hält er mit seiner Rechten, mit der linken Hand verdeckt er seine Augen, damit niemand seine Tränen sieht. Später tröstet ersieh mit Friedrich dem Grossen, der auch geweint habe, wenn ihm die Gefallenen gemeldet wurden.

Nein, ich muss weit zurückdenken, in das Jahr 1921, als der junge überschlanke Hitler in die Werkstatt meines Vaters kommt und ihn wie später immer wieder fragt: «Hoffmann, was gibt es Neues?» Ich stehe neben meinem Vater, «mache einen Knicks», sagt er, und werde auf diese Weise noch kleiner als ich ohnehin schon bin. «Was liest Du denn?» fragt Hitler. Das wollte bislang von mir noch niemand erfahren. Ich hole meine Lieblingsbücher. «Ich lese die Geschichte des einsamen Helden Robinson, dem sein Papagei immer, armer Robinson' zuruft. Dann die Geschichte von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen. « Hitler blättert in den Büchern und fragt: «Und von den Griechen weisst Du nichts – nichts vom Trojanischen Pferd?»

«Nein», sage ich kleinlaut, «davon weiss ich nichts, aber zu Weihnachten bekomme ich die ‚Griechischen Heldensagen‘ und, Leben im alten Rom‘. « So entstand eine Bücherfreundschaft über 25 Jahre. Als ich später sah, wie sehr sich Hitler für den Wiederaufstieg meines Vaterlandes nach der Niederlage von 1918 einsetzte, als ich von ihm hörte, «wir wollen nicht die Habenichtse bleiben, sondern im Konzert der Weltvölker mitspielen», gefiel mir das sehr. Ich sah ihn dann auf dem Gipfel seiner Macht und ich fürchtete, dass er stürzen könnte, da ja alle stürzen, die über sich hinaus wollen. 1941 sagte Hitler zu mir: «Wenn dieser verdammte Krieg vorbei ist, baue ich mir ein Haus in Linz, hole meine Sekretärinnen her, schreibe meine Erinnerungen und beobachte meinen Nachfolger, wie er es macht. « Als sich mit seinem Einmarsch in Prag sein Schicksal wendete, obgleich er dieses Ereignis für einen Glücksfall hielt, als dann gar Stalingrad passierte, wurde Hitler unnahbar. Er umschloss seine Seele mit einem Panzer, nach Goethe eine Schutzmassnahme der Empfindsamen gegen die Angriffe und Berührungen der Umwelt. Diese Veränderungen seiner Persönlichkeit vermochte das Volk nicht zu erkennen; selbst aus seiner engeren Umgebung bemerkten sie nur wenige. Mir hatte er oft von «seiner Glücksgöttin» erzählt, die ihn nicht verlassen würde; sie verliess ihn in seinem Bunker der Reichskanzlei endgültig.

Adolf Hitler ist seit 35 Jahren tot. Unendlich viele Menschen reden und schreiben über ihn. Ich habe versucht, in der einen und anderen Anekdote «meinen» Hitler blitzlichtartig zu erhellen und wieder zu erkennen.

München, im Mai 1980

Henriette von Schirach

Jugend und 1. Weltkrieg

Hitlers erster Schulgang

Adolf Hitler hatte mit seinen Schulen in Linz und in Steyr kein Glück. Er nannte die Realschule einen «Ort der Verdammten», blieb ein paarmal sitzen und verliess die Schule endgültig mit sechzehn Jahren – zum Schrecken seiner Mutter. Natürlich hatte er schnell einen Ausweg parat: er wollte in Wien auf der Kunstakademie sein Glück versuchen. Als auch dies schiefging, verliess er sich ausschliesslich auf das Selbststudium. Er machte sein Leben zum Lernen. Seine ungewöhnliche Laufbahn bestätigte seine Devise, der er sich als Siebzehnjähriger in Wien verschrieben hatte: «Man behält und verarbeitet nur, was man selbst erlernt!»

Am 2. Mai 1895 ging Adolf Hitler zum erstenmal in die Schule. Die Hitlers wohnten damals unweit des berühmten Benediktiner-Stiftes Lambach in Oberösterreich. Fischlham besass nur eine einklassige Volksschule. Immerhin war sie bereits zur Zeit Kaiser Josephs II., des Aufklärers und Reformers, eingerichtet worden. Hitlers Halbschwester Angela begleitete ihren kleinen Bruder, der im Matrosenanzug und mit Schultasche keck in die neue Welt schaute. Kurz vor dem Schulhaus entwand er sich Angelas Gängelband, eilte durch die Tür auf die Knabenseite des Klassenzimmers zu und besetzte einen Eckplatz in der zweiten Reihe.

Sein Lehrer wusste später über den berühmt gewordenen Schüler nur das Beste zu berichten. Hitler hatte Fischlham nicht vergessen. Im März 1938 besuchte er die unverändert gebliebene Klipperschule, zwängte sich etwas mühsam auf seinen alten Platz, kaufte dann die Schule und liess eine neue, grössere errichten. In Fischlham versöhnte sich Hitler mit der traditionellen Erziehungsstätte. Aus dem «Ort der Verdammten» wurden bald die «Adolf-Hitler-Schulen».

Der namensstolze Schüler

Der Volksschullehrer von Fischlham hatte entweder ein schlechtes Gedächtnis oder Sprechschwierigkeiten. Auf alle Fälle rief er den Schüler Hitler mit peinlicher Regelmässigkeit als «Hiter» auf. Dabei schaute er den Hitler auffordernd an; dieser blieb mit verschränkten Armen sitzen. Auch den zweiten, sehr lauten und zornigen Appell des Schulmeisters «Hiter – Hiter» überhörte der Bub. Da ging der Vorgesetzte auf ihn zu, fasste ihn an der Schulter und rief: «Kannst du denn nicht hören, warum stehst du nicht auf?» «Sie haben, Herr Lehrer, sicherlich nicht mich gemeint. Denn ich heisse nicht ‚Hiter‘, sondern ‚Hitler‘», erklärte der namensstolze Schüler.

Der Tod im Wirtshaus

Vater Hitler war ein pflichtbewusster Beamter, ein fröhlicher Zecher und ein Geniesser seines Lebens. Hatte er es doch vom Schuhmacher zum Zolloffizial mit blitzenden Knöpfen und zwei Orden an seiner Uniform gebracht. 1897 kaufte Alois Hitler in Leonding bei Linz ein Häuschen und setzte sich zur Ruhe. Meist Abend für Abend gipfelte das Dasein des Pensionärs im Gasthaus Wiesinger. Er verstand es, sich in Szene zu setzen, gescheit zu plaudern, eine Runde auszugeben und sein Ansehen in vollen Zügen zu geniessen. Ans Heimgehen dachte er selten.

Inzwischen ängstigte sich seine Frau Klara zu Hause. Wurde es manchmal zu spät, so schickte sie ihren Adolf mit dem Auftrag zum «Wiesinger», den Vater heimzuholen. Adolf trat dann in der rauchigen Wirtsstube auf den Vater zu, nahm ihn bei der Hand und zog ihn vom Stuhl hoch. Der Zolloffizial setzte sich immer wieder hin, aber Adolf liess nicht locker, bis der Alte endlich an der Hand seines Sohnes heimging. Dort brach dann das Donnerwetter los. Er züchtigte den Buben mit einem Riemen, schützend

stellten sich Mutter und Schwester vor Adolf, aber der k. u. k. Offizial musste sich diese Schande aus dem Leibe schlagen, angesichts seiner Stammtischrunde vom eigenen Sohn blamiert worden zu sein.

Am 3. Januar 1903 sass Alois Hitler wieder bei seinen Zechbrüdern im Gasthaus Wiesinger. Wie immer führte er das grosse Wort. Auf einmal lief er hochrot an, atmete schwer, rang nach Luft und fiel tot vom Stuhl. Adolf Hitler führte dieses Ende letztlich auf dessen Dauergenuss von Alkohol und Nikotin zurück. Vor dem offenen Grab stehend, tat er den Schwur, niemals in seinem Leben zu rauchen und Alkohol zu trinken. Er hat dieses «Gelübde» bis zu seinem Tode gehalten.

Ministrant und Stiftssänger

Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili, genannt Stalin, stammte wie Hitler aus ärmlichen Verhältnissen. Beider Väter waren Schuhmacher, Hitlers Vater hatte es später zum Beamten gebracht. Dafür genoss Josef Wissarionowitsch eine höhere Schulbildung, nämlich die Kirchenschule von Gori und anschliessend das orthodoxe Priesterseminar in Tiflis, aus dem er ausriss und roter Revolutionär wurde. Beide Diktatoren verdanken ihren angestammten Kirchen fundamentale Erlebnisse: Stalin wurde zum orthodoxen Priester des Marxismus-Leninismus, Hitler zum rechtgläubigen Führer des Nationalsozialismus.

Zum täglichen Schulgang kam für Adolf Hitler bald der sonntägliche Gang in die Kirche des Stifts Lambach, das im Zug der Christianisierung und Eindeutschung Niederösterreichs 1056 gegründet wurde. Der kleine Adolf stieg zum Ministranten und Chorsänger auf. Dank seines absoluten Gehörs konnte er in Bälde sämtliche Mozartmessen auswendig mitsingen. Erstmals regte ihn der festliche Gottesdienst zu einem Berufswunsch an: Er wollte Abt werden; sah er doch mit staunenden Augen, wie die

Mönche diesem Mann huldigten und die Gläubigen kniend den Segen empfingen, von ihm, dem Herrn des Stiftes im goldgestickten Ornat, die Mitra auf dem Haupt und den Hirtenstab in der Hand, dem gekrönten Oberhaupt eines Klosters, das zum ältesten Orden der abendländischen Kirche gehörte. Die Eindrücke, die Hitler im Stift Lambach empfing, waren nachhaltig. Jahrzehnte später vermerkte er in seinem Buch, dass er ursprünglich «Abt werden wollte».

«Immer der Erste zu sein und voranzustreben den andern» lautete die von Homer stammende Devise, nach der die Jugend des antiken Athen erzogen wurde. Der junge Hitler hat nie aufgehört, der gleichen Anforderung nachzueifern, bis er sein Hochziel, «immer der Erste zu sein», erreicht hatte.

Das Zeremoniell der katholischen Messe zielt auf die Sinne der Gläubigen, dringt in ihr Herz, erhebt das Gemüt, vermittelt Verheissung und verheisst Gewissheit. Die prunkvolle Architektur der Stiftskirche, die Farbenpracht der geistlichen Gewänder, die berauschte Orgelmusik, das Wort der Bibel von oben, von der barocken Kanzel herab, und die erhabene Geschlossenheit des Rituals machten die Kirchgänger zu frommen Betern und die Gläubigen zu einer verschworenen Gemeinschaft. «Weh dem, der nicht glaubt», sagte der Parteiführer später immer wieder zu seinen Anhängern. Er hat ungezählte von ihnen zu fanatischen Gefolgsleuten seiner säkularisierten Gemeinden gemacht. Diese Kunst der Menschenführung erspürte er zuerst in der Stiftskirche zu Lambach. Später lernte er viel vom Theater- und Operngenie Richard Wagners dazu. Sonst wäre Adolf Hitler niemals zum Grossmeister der Inszenierung und zum Mittelpunkt eines glaubensartigen Rituals in der deutschen Partei- und Staatsgeschichte geworden.

Hitler hat mit keiner Silbe übertrieben, wenn er nach der Neugründung der NSDAP am 27. Februar 1926 sie rundum als sein ureigenstes Werk bezeichnete, angefangen vom Entwurf der Abzeichen, Fahnen und Standarten über das neue Brauchtum der Aufmärsche, der Grossveranstaltungen und der Parteitage mit dem Lichterdom über dem steinernen Rund des Luitpoldhains bis

zu den schon sakralen Totenfeiern an den Särgen der Gefallenen des 9. Novembers 1923.

Kein evangelischer Christ hätte den Nationalsozialismus, seine Idee und Gestalt, hervorbringen können. Vielleicht war es auch ein Stück Dankbarkeit dieses rätselhaften Hitler «seiner» Kirche gegenüber, dass er niemals aus ihr ausgetreten ist. Das Wappen des Klosters von Lambach zeigt eine Wolfsangel, ein dem Hakenkreuz ähnliches Gebilde. Wir wissen nicht, ob es für Hitler eine Anregung für sein «Kreuz» geworden ist, das ja zwei im Winkel von 90 Grad vereinten Wolfsangeln deutlich ähnelt.

Das noble Geschenk

Hitler liebte es, als gemachter Mann Vertrauten über seine Elendszeit in Wien von 1907 bis 1912 Geschichten zu erzählen. So berichtete er eines Tages diese: «Durch Empfehlung wurde ich zu einer Dame bestellt, die in der Nähe der Hofburg ein Patrizierhaus bewohnte. Sie empfing mich äusserst freundlich, eine charmante ältere Wienerin.

„In Kürze“, erklärte sie mir, „hätte ich meine Goldene Hochzeit feiern können, doch leider starb mein Gatte ein paar Wochen zu früh. Nun möchte ich von Ihnen, Herr Hitler, ein Aquarell vom Innenraum der Kapuziner-Kirche, in der wir getraut wurden.“» Hitler erklärte mit wienerischer Beflissenheit, dass er sich alle Mühe geben werde, diesen Auftrag, der ihn ungemein ehre, zur vollsten Zufriedenheit der gnädigen Frau ausführen zu wollen. Natürlich strengte sich Hitler besonders an. Er arbeitete jede Einzelheit der wunderschönen Barockkirche sorgfältig aus, und er hatte selbst seine Freude daran. Als er mit dem fertigen Bild das Patrizierhaus betrat, nahm er sich vor, dafür 200 Kronen zu verlangen. Langsam stieg er die Treppen empor. Bei jeder Stufe, die er nahm, nahm seine Hoffnung auf einen Preis von 200 Kronen

mehr und mehr ab; denn bislang hatte er für ein Aquarell zwischen fünfzehn und zwanzig Kronen erhalten. Warum sollte er nun von der alten, liebenswürdigen Dame das Vielfache fordern? Als er dann vor ihr stand und ihr das Bild überreichte, schaute sie es lange an; ihre Gesichtszüge verwandelten sich in strahlende Freude, und sie fragte den Künstler, wieviel sie für das wohlgelungene Aquarell bezahlen müsse. «Das überlasse ich ganz Ihnen, verehrte gnädige Frau», flüsterte der junge Hitler untätigst. Die Dame verschwand für ein paar Augenblicke, kam zurück und überreichte ihm einen verschlossenen Umschlag. Hitler bedankte sich verbindlich und verschwand eilig. Auf den ersten Stufen der Treppe war er schon versucht, das Couvert zu öffnen, doch beherrschte er sich. Als er aber im ersten Stock angelangt war, konnte er seine Neugierde und seine Begierde nicht mehr länger beherrschen; er riss mit zittrigen Fingern den Umschlag herzlos auf und traute seinen Augen nicht: fünfhundert Kronen zählte er und hielt er in seinen Händen, ein kleines Vermögen für den jungen Maler.

Der Gefreite auf Nachtwache

Am Tage der Kriegserklärung 1914 war vor der Feldherrnhalle in München eine gewaltige Menschenmenge spontan zusammengekommen. Sie begrüßte den Kriegsbeginn wie einen Akt der Befreiung voller Begeisterung. Einer darunter war Adolf Hitler. Viele Jahre später entdeckte er sich mit Hilfe seines Leibphotographen auf dem Bild, das dieser von der Kundgebung gemacht hatte. (Siehe Abbildung gegenüber Seite 32.) Hitler, der Staatenlose, meldet sich wie viele, viele junge Deutsche als Kriegsfreiwilliger. Am Tage vor seiner Einberufung kauft er sich bei Adrian Brügger einen Malkasten für Aquarelle, den er in einer Hand halten konnte, einen Zeichenblock mit rauhem Papier, weiteres Malpapier in Postkartenformat sowie einen dreifüssigen,

zusammenklappbaren Hocker. In seinen Tornister packt er ausserdem das «Neue Testament», Schopenhauers «Die Welt als Wille und Vorstellung» sowie Nietzsches «Zarathustra».

Hitler erzählte nach dem Zusammenbruch nur selten von seinen Kriegserlebnissen. Er war das Gegenteil jenes «Ruhmredigen Soldaten», der einmal eine bekannte Bühnenfigur gewesen ist. Aber seinen langjährigen Quartiergebern in München, der Schneidermeisterfamilie Popp in der Schleissheimer Strasse 34, schrieb er nicht nur viele Postkarten und Briefe aus dem Felde, sondern erzählte den Eltern und den beiden Kindern, die er sehr liebte, nach seiner Heimkehr auch mündlich über seine Kriegserlebnisse.

Am meisten, sagte er, habe ihn das Desinteresse seiner Kriegskameraden deprimiert; sie wollten nichts von den Ursachen, vom Verlauf des Krieges hören, nichts von Politik, geschweige denn etwas von Literatur und Kunst. Anfangs habe er versucht, sie für Verse aus Goethes «Faust» zu interessieren, er rezitierte Teile aus dem Vorspiel auf dem Theater, aus der Studierstube; denn Hitler kannte seinen «Faust» weitgehend auswendig, die «Walpurgisnacht» sogar vollständig. Aber den Kameraden war nicht nach Versen zumute, sie hatten vielmehr Weiber im Sinne. Auch diesen Urtrieb suchte der Idealist Hitler zu steuern – mit Hilfe des Philosophen und Weiberfeindes Schopenhauer. «Nur der vom Sexualtrieb betörte, männliche Intellekt konnte das dickbusige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht der Weiber als das ‚Schöne‘ bezeichnen», zitierte Hitler aus dem Kopf. Wenn seine Kumpels dann lachten und feixten, rechnete er ihnen vor, wie überschnell die Schönheit des Weibes dahinwelke, sie sei ja nur ein «Knalleffekt der Natur», sagt Schopenhauer. Kant gibt seinen Lesern den klugen Rat, beim Heiraten mehr auf Geld und Gut der Braut als auf deren Äusseres zu schauen, denn jenes bleibe, dieses jedoch werde zwischen den Mühlsteinen des Daseinskampfes laufend zerrieben.

Hitler erntete auch hier nur Gelächter; seine Feldgrauen antwor-

teten mit obszönen Witzen, nannten ihn einen «Weiberfeind», boten ihm Schnaps und Zigaretten an und erklärten unisono, ein Soldat, der nicht trinkt, nicht raucht, keine Weiber anfasst, sei kein Kerl, er werde auch im Frieden kein deutscher Mann werden. Hitler dachte an sein «Neues Testament»: «Da wandte sich Jesus ab und weinte bitterlich!»

Trotzdem machte Hitler aus seiner Not, keine Angehörigen zu haben, bei denen er den Urlaub verbringen könnte, die Tugend, zugunsten eines Kameraden, der Familienvater war, auf seinen zu verzichten. Oftmals meldete er sich freiwillig für die Nachtwache, mit Vorliebe in sternenklaren Nächten. Er ahnte etwas vom «gestirnten Himmel über und vom moralischen Gesetz in mir», bevor er dieses Kant-Wort gelesen hatte. Hier war er allein und zugleich eins mit dem All, aufgehoben in der Hand des Ewigen und verwurzelt mit dem Boden, auf dem er Wache hielt. Er repetierte seinen ungewöhnlich grossen Zitatenschatz, voran aus Goethes «Faust», schmiedete Pläne, dachte an seine Donaumonarchie, die zugrunde gehen würde, wie er an seine Familie Popp geschrieben hatte, und vergass für Augenblicke den Krieg. Freilich nur für Augenblicke, denn es konnte ein feindlicher Spähtrupp nahen. Verwundete Tiere stiessen ihre Klagerufe aus, bevor sie verendeten, und die Pferde mit ihren aufgedunsenen Leibern, zerfetzten Köpfen und Gliedern waren schon lange verendet und verbreiteten einen fürchterlichen Gestank.

In diesen Stunden habe er immer aufs Neue erfahren, dass der Geist stärker ist als der Körper. Als ihm eine Gasvergiftung vorübergehend das Augenlicht geraubt hatte, dachte er im Lazarett Pasewalk an die vielen Nachtwachen an der Front, die er für Deutschlands Sieg gehalten habe, das nun wie er in der Finsternis liege. Würde er sein Augenlicht wiederbekommen, so werde er für das Reich auf Wache ziehen und kämpfen, bis es im neuen Licht auferstehe.

Eerbt Tragik

Hegels Wort von der «Ironie des Weltgeistes», den der pantheistische Philosoph anstelle des herkömmlichen Gottes gesetzt hatte, erlaubte sich an Hitlers Eltern und an ihm selbst eine verhängnisvolle Laune. Am 27. Oktober 1884 reichten Alois Hitler und seine Braut Klara Pölzl beim Bischöflichen Ordinariat in Linz ein Gesuch um Dispens ein, das nach Rom weitergeleitet werden musste. Denn die Braut war eine Nichte des Bräutigams. Der Vatikan erteilte die Heiratserlaubnis, zumal Klara Pölzl bereits schwanger war. Am 17. Mai 1885 wurde den Eltern Hitlers der Sohn Gustav, am 23. Sept. 1886 die Tochter Ida und 1887 der Bub Otto geboren: alle drei Kinder starben an Diphtherie. Otto lebte nur drei Tage, Ida 16 Monate und Gustav zwei Jahre und sieben Monate. Am 24. März 1894 kam Edmund zur Welt, sechs Jahre später verstarb er an Masern. In zehn Jahren hatte die Mutter Hitlers sechs Kinder geboren, von denen nur zwei am Leben blieben, Paula und Adolf, der am 20. April 1889 zur Welt kam und zwei Tage später in der gotischen Stadtpfarrkirche zu Braunau am Inn getauft wurde.

Vielleicht trieb das gedoppelte Verwandtenblut den Sohn Adolf in die Arme seiner Nichte Geli, der Tochter seiner Halbschwester Angela. Linz an der Donau ist seit alters her bekannt wegen seiner schönen Mädchen. Marianne Willemer, die Geliebte Goethes, war eine schöne Linzerin. Geli Raubal, um 19 Jahre jünger als ihr berühmter Onkel, war voller Anmut und von unbeschwerter Natürlichkeit, aber ausserstande, Hitlers eifersüchtige Liebe zu verkraften. Im September 1932 erschoss sie sich mit Hitlers Pistole in dessen Wohnung Prinzregentenstrasse. Ihr Onkel wurde mit dieser Tragödie zeitlebens nicht fertig. 13 Jahre später nahm er sich mit der gleichen Pistole, einer Walther 6,35, das Leben. Goethe hat recht: «Blut ist ein ganz besonderer Saft!»

Das Riesenmikroskop

Hitlers Mutter war an Brustkrebs gestorben. Seither beschäftigte der Sohn sich grüblerisch und später auch praktisch mit der Bekämpfung dieser modernen Geißel der Menschheit. Sein Leibarzt Dr. Morell war wie Hitler der Überzeugung, dass der Krebs-erreger ein Virus sei, den es zu finden gelte. Mitten im Krieg gab Hitler den Zeiss-Werken den Auftrag, hierfür ein Spezial-Mikroskop zu bauen. Hitler schenkte es Dr. Morell. Die Amerikaner fanden es 1945 in der Wohnung des Arztes, bestaunten den riesigen Apparat, erfuhren von Frau Morell, dass dieses Mikroskop von den Zeiss-Werken nur einmal, eben auf Anweisung Hitlers hergestellt worden sei, kauften es für eine ansehnliche Summe der Frau des Arztes ab und nahmen es nach Amerika mit.

Hitler glaubte zeit seines Lebens daran, dass eine Ursache der Krebskrankheit seelisch bedingt ist. Er fühlte sich am frühen Tod seiner Mutter mitschuldig. Er hätte sie nicht allein lassen, nie aus Gründen seines Weiterkommens nach Wien gehen dürfen, lauteten seine Selbstvorwürfe. Seine Mutter habe sich abgehärmt, um ihn gebanzt, ihn vermisst, sie war wie er grüblerisch veranlagt, so verfinsterte sich ihr Gemüt in Sehnsucht nach ihm.

Als Hitler von der bevorstehenden Brustkrebsoperation seiner Mutter erfuhr, kehrte er sofort nach Linz-Urfahr zurück und pflegte sie mit Umsicht, Hingabe und Liebe. Als sie nach der zweiten, gleichen Operation kurz vor dem Weihnachtsfest 1908 verstarb, war Hitler ausser sich vor Schmerz und Trauer. Dr. Eduard Bloch, der jüdische Hausarzt, hatte sich seiner Mutter vorbildlich angenommen und alles Menschenmögliche für ihre Genesung getan. 1938 erklärte Dr. Bloch, dass er in seiner beinahe vierzigjährigen Praxis nie einen Menschen so schmerzgebrochen und leiderfüllt gesehen habe wie den jungen Hitler beim Tod seiner Mutter. In «Mein Kampf» schrieb Hitler später: «Ich habe meinen Vater geachtet, meine Mutter aber geliebt!»

Hitler und die Frauen

Hitlers erster Kuss

Als Frau Christine Schröder in der Anfangszeit ihrer Tätigkeit als Sekretärin Hitler um ein Autogramm bat, fragte dieser: «Name?» «Schröder» war die Antwort. – «Den ganzen Namen bitte!» fuhr Hitler fort. «Christine», erwiderte die Sekretärin und fügte hinzu, «eigentlich lautet mein Vorname Emilie, aber der gefiel mir nicht, so taufte ich mich in Christine um.» Da meinte Hitler mit sanftem Tadel: «Aber das dürfen Sie nicht sagen. Das erste Mädchen, das ich geküsst habe, hiess Emilie!»

«Meine Braut ist Deutschland»

Hitler war nur für ein paar Stunden vor seinem Selbstmord mit Eva Braun verheiratet. Auch hierin blieb er einem seiner Grundsätze eisern treu. Durch seine Abdankung zum Privatmann geworden, konnte er eine bürgerliche Ehe eingehen, ohne seine Lebens- und Wirkensdevise «Meine Braut ist Deutschland» zu verletzen. Am 30. April 1945 gab es dieses sein Deutschland nicht mehr.

*

Hitler hatte über die Frau und über die Ehe übliche und tüble Anschauungen! Er war ein abendländischer Männerrechtler voller Vorurteile und Überheblichkeit gegenüber dem anderen Geschlecht. «Ich lasse mir von keinem Mann in die politische Suppe spucken, noch viel weniger von einer Frau», lautet einer der vielen despektierlichen Aussprüche Hitlers. «Ich liebe Geli und könnte sie heiraten, aber ich muss ledig bleiben», sagte er einmal zu Heinrich Hoffmann. Maurice, Hitlers langjähriger Fahrer, kam eines Tages ins Atelier des Leibphotographen, bleich, aufgeregt, verstört und erzählte: «Ich besuchte Geli. Wir haben gescherzt und gelacht, und dann ist plötzlich Hitler dazugekommen. So ha-

be ich ihn noch nie gesehen. Ausser sich vor Wut und Empörung, stellte er mich zur Rede, was wir beide getrieben hätten. Nichts und wieder nichts beteuerte ich mit dem denkbar besten Gewissen. Aber Hitler glaubte mir nicht, er tobte fürchterlich, und und ich habe ernstlich befürchtet, dass er mich über den Haufen schießt.» Eine ähnliche Szene erlebte Dr. Otto Strasser, als er es gewagt hatte, Geli in die Alte Pinakothek zu führen. Hitler war ein Meister der Psychologie, sofern es sich um jene der Massen handelte. Er hat Gustave Le Bons gleichnamiges Werk gelesen und wie keiner sonst im 20. Jahrhundert in die Tat umgesetzt. Aber er war kein Menschenkenner. Ottos Bruder, Gregor Strasser sollte hier über seinen gewaltsamen Tod hinaus recht behalten. Ein zwanzigjähriges Mädel, hübsch, temperamentvoll und voller Lebenslust in einem goldenen Käfig zu halten, es eifersüchtig zu bewachen, seinen Daseinszweck ausschliesslich auf ihn, den gut doppelt so alten Onkel auszurichten, heisst der Natur ihr Gesetz, dem Geschöpf seine Bestimmung und der Liebe ihren Atem zu rauben. Hitler wollte dies alles nicht, tat es aber jahrelang, bis das geliebte Kind keinen anderen Ausweg mehr wusste als das Suizid.

*

Anlässlich der Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst 1941 gab es eine Diskussion darüber, ob man den Besuchern das Akt-Bild «Leda mit dem Schwan» von Paul Matthias Padua zumuten dürfe. Hitler, der ein paar Jahre vorher das italienische Protokoll völlig durcheinanderbrachte, weil er sich an Botticellis «Geburt der Venus» nicht satt sehen konnte, erklärte nun: «Ein solches Bild kann man nur von einer Frau beurteilen lassen. Ich werde Frau Professor Troost darum bitten.» Diese schaute sich das Gemälde lange an und erklärte dann, dass es ihrer Meinung nach ruhig ausgestellt werden könne. Aber als das Bild hing, kamen ihr – einige Stunden nach ihrer Entscheidung – Bedenken, und sie riet nun zum Gegenteil. Daraufhin erklärte Hitler: «So sind nun einmal die Frauen, es ist kein Verlass auf sie! Frau Troost

hätte sich gleich überlegen müssen, was sie will. Nun habe ich entschieden, und dabei bleibt es.»

*

Vor einer Gruppe junger SS-Männer, die seinen Berghof bewachten, liess sich Hitler über die bürgerliche Ehe einmal so aus: «Sie ist nichts für mich! Eine Frau, die immer fragt, was ich tue oder was ich morgen tun werde, wen ich treffe und wo ich den Tag über oder nachts gewesen bin, das würde mich verrückt machen. Ich kann derartige Bindungen nicht brauchen. Hier halte ich es ganz mit dem Apostel Paulus: ‚Heiraten ist gut, Nicht-Heiraten entschieden besser!‘ Dann wandte er sich an die jungen Männer in Uniform und sagte mit erhobenem Zeigefinger: ‚Aber das gilt nur für mich, meine Herren, Sie sollen, nein, Sie müssen heiraten!‘»

*

Friedrich Heer deutet Europa als «Mutter der Revolutionen», weil in deren Schoss These und Antithese, Spruch und Widerspruch, Rationalismus und Irrationalismus, Individualismus und Kollektivismus, Kapitalismus und Sozialismus und noch viele andere gegensätzliche Ismen ausgebrütet wurden und werden, von denen manche zur schöpferischen Synthese reifen, die weit aus meisten aber diesen Kontinent immer wieder zu einer «Schädelstätte» machen. In Hitler wohnten nicht zwei, sondern viele, viel zu viele Seelen, «die sich voneinander trennten», und deren wenige er – nur auf Zeit – zur kraftvollen Einheit fügen konnte. «Das heisst, ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch», so charakterisiert Conrad Ferdinand Meyer Ulrich von Hutten. Adolf Hitler war ein «Über-Hutten».

Zwei Torten mit «Hitler-Porträts»

Im Jahre 1922 heiratete Hermann Esser, ein Parteigenosse der ersten Stunde. Adolf Hitler hatte seine Teilnahme an der kleinen Hochzeitsfeier zugesagt, dabei zu reden aber abgelehnt: «Ich brauche Massen, wenn ich spreche», erklärte er. «In einem kleinen Kreis finde ich einfach nicht die richtigen Worte. Sie wären alle nur enttäuscht! Und das will ich Ihnen ersparen. Ich kann überhaupt nicht bei Familienfesten sprechen und auch keine Grabrede halten.»

Ein Konditormeister, mit Esser befreundet und von Hitler begeistert, schenkte zur Hochzeit eine Torte von beinahe einem halben Meter Durchmesser, deren Mitte ein Porträt des Parteiführers schmückte; es war schlecht und recht gelungen, vornehmlich das Schokoladenbärtchen und die Haarsträhne auf der Stirne deutlich sichtbar. Hitler vermochte sein Befremden über den Einfall des Konditors kaum zu verbergen; aber auch die Hochzeitsgäste gerieten mehr und mehr in Verlegenheit: Wer sollte als erster das Antlitz des Führers «verletzen»? Hitler war meistens ein sehr guter, manchmal auch ein schlechter Gesellschafter. Bei der Esser-Hochzeit taute er gar nicht auf. Umso peinlicher achteten die anwesenden Frauen darauf, den relativ breiten Rand der Torte zu zerstückeln, das «Meisterstück» des Hitler-Porträts hingegen unverletzt zu lassen. Tatsächlich schafften es auch alle. Erst gegen Abend, als die gastgebende Familie unter sich war, machte es den Kindern eine helle Freude, das Antlitz Hitlers zu «verspeisen».

23 Jahre später lud General Eisenhower seinen Stab zu einer kleinen Siegesfeier ein, für die er gleichfalls eine Torte mit Hitler-Porträt auftischen liess. Die Offiziere kamen selbstverständlich nicht in Verlegenheit, das zuckersüsse Gesicht des besiegten Feindes zu vertilgen. Den guten Geschmack hat Amerika ja nicht erfunden.

Hitler und die BDM-Tracht

Hitlers Schönheitssinn bewährte sich zeit seines Lebens auch beim schönen Geschlecht. Dabei bevorzugte er keinen speziellen Typ, stets aber rühmte er die anmutige, die elegante, die temperamentvolle und die charmante Frau. Im Gegensatz zu manchen Parteifanatikern hatte er auch nichts gegen Lippenstift und lackierte Fingernägel, noch weniger gegen die Bubiköpfe. Als Frauen «mit abgeschnittenen Haaren» von Hitlerversammlungen ausgeschlossen wurden, schaffte er diesen puritanischen Unfug mit seinem Machtwort ab.

Die ursprüngliche BDM-Tracht, ein braunes Leinenkleid, fiel Hitler bei einem Vorbeimarsch peinlich auf. «Schirach», sagte er, «in solchen Säcken werden die Mädchen von keinem Mann angeschaut. Der Bund Deutscher Mädel ist nicht dazu da, alte Jungfern zu erziehen!»

Auf Hitlers Empfehlung wurde eine bekannte Berliner Modekünstlerin beauftragt, eine neue Dienst- und Gesellschaftskleidung für die Mädel zu entwerfen. Sie gefielen den beiden Ästheten Hitler und Baldur von Schirach, den BDM-Führerinnen, den Jungmädeln, denen des BDM und des BDM-Werks «Glaube und Schönheit». Auf diese Weise ging Hitlers Befürchtung nicht mehr in Erfüllung, der Bund Deutscher Mädel werde «alte Jungfern erziehen».

Hitlers Diätköchin

Neben Benito Mussolini schätzte Hitler unter den Staatsmännern seiner Zeit besonders den rumänischen Diktator Antonescu. Mit ihm besprach der sonst überaus verschlossene deutsche Staatschef sehr persönliche Dinge, die seine Gesundheit und sein Wohlbefinden betrafen. Antonescu vermittelte ihm viele gute Ratschläge von seinen Ärzten, wie man sich modern und gesund, d.h. vegetarisch ernähre. Daraufhin meinte Hitler: «Aber nie-

mand kann das Kochen.» «Aber sicher», erwiderte Antonescu, «ich besorge Ihnen eine Diätköchin.» So kam die Tirolerin Constanze Manzialy in Hitlers Haushalt; er war begeistert von ihrer Kochkunst und glücklich darüber, von jenen Speisekarten «erlöst» zu sein, die er bislang auf seinem Esstisch vorgefunden hatte, etwa wie diese von Silvester 1938: Kraftbrühe – Sprotten oder Eierplatte oder Gemüseplatte – Salat – Apfel.

Constanze Manzialy kochte Hitler in allen seinen Hauptquartieren, zuletzt in dem eingeschlossenen Führerbunker der Reichshauptstadt. Auch sie bezahlte ihre Treue mit ihrem Leben; ein paar Tage nach Hitlers Selbstmord kam sie auf der Flucht aus Berlin um.

«Die ewige Lampe»

Eine Dame aus Düsseldorf schenkte Hitler zu Weihnachten 1933 einen Christbaum mit Lampen, deren Licht nie verlöschte. Die Schenkende war reich, schön und ungewöhnlich begabt. Hitler sagte, sie habe das schöpferische Gehirn eines Mannes, sie sei Erfinderin und Designerin zugleich, Innenarchitektin und Modeschöpferin. «Aber mit ihrer ‚ewigen Lampe‘ bringt sie mich in einen Gewissens-Konflikt», erklärte Hitler den Schirachs. «Wir haben sechs Millionen Arbeitslose, die nur dann wieder zu Arbeit und Brot kommen, wenn die Industrie vergängliche Waren produziert. Patente mit Ewigkeitswert ruinieren die Wirtschaft.» Andererseits könne man über solche Zwänge verzweifeln. Da gäbe es Genies, deren Erfindungen unsere Erde in eine Art Paradies verwandeln könnten; sie hätten Hände wie der sagenhafte König Midas, der alle Gegenstände, die er berührte, in Gold verwandelte. Aber man stelle sich unsere Menschheit inmitten eines irdischen Paradieses vor, einfach unmöglich, grauenhaft, die meisten würden zu Sybariten, im Sumpf des Müssiggangs verkommen.

«Werden aber die Menschen immer mehr, Lebensräume und Rohstoffe hingegen weniger, so können die Erdbewohner nur mit Hilfe von Erfindungen und Entdeckungen überleben», fuhr Hitler sinnierend fort. «Die Industrie kauft derartige Patente wie die ‚ewige Lampe‘ auf, sie tut gut daran. Ich verwahre dieses Geschenk der Düsseldorfer Dame. Wenn ich die ‚ewige Lampe‘ entzünde, denke ich an das Wort des Sophokles: ‚Das Grösste unter der Sonne ist der Mensch.‘»

Hitlers Harmonie-Bedürfnis

«Kleider machen Leute» heisst eine der berühmtesten Novellen Gottfried Kellers. Hitler glaubte nie recht an diese Wahrheit. Er war zu sehr Künstler, der das Äussere entweder verachtet, es parodiert oder in eigener Kreation erscheint. Während seiner langen «Armen-Leute-Zeit» in Wien und in München wurde ihm sein Anzug nie zum Problem. Als er sich aber entschlossen hatte, nicht Künstler und Bohemien zu bleiben, sondern Politiker zu werden, achtete er zwangsläufig auf seine Kleidung. Wie stets blieb er bei allen seinen Entschlüssen folgerichtig, er dachte sie zu Ende, manchmal darüber hinaus.

Hitler hatte nach seiner Machtergreifung ständig drei Sekretärinnen, mit denen er wie mit allen seinen engeren und engsten Mitarbeitern ein Verhältnis sui generis pflegte. Er vertraute ihnen rückhaltlos, und sie überzogen diesen Vorschuss niemals. Alle Sekretärinnen besaßen die höchste und zugleich schwerste Tugend ihres Berufs, die unbedingte Verschwiegenheit. Alle drei wussten z.B., dass Eva Braun Hitlers Geliebte war, zuerst als «stiller» Gast auf dem Obersalzberg, später als die Dame des Berghofes. Nichts davon drang an die Öffentlichkeit, auch nicht an die interne der Partei und ihrer Gliederungen. Nur «Eingeweihte» hatten Kenntnis von diesem Verhältnis, und sie schwiegen, voran die Sekretärinnen, über die Hitler einmal launisch bemerkte: «Wenn ich nicht mehr weiter weiss, frage ich meine Se-

kretärinnen.» Manchmal meinte er das nur rhetorisch. Schon geraume Zeit hatte Hitler irritiert, dass Deutschlands Volk mehr und mehr Uniformen trug, im Jungvolk, im BDM, in der HJ, im Arbeitsdienst, in der SA, SS, in den anderen Gliederungen, vom Militär ganz zu schweigen. Lediglich seine Sekretärinnen waren Zivilistinnen geblieben. Der Autokrat Hitler war manchmal Demokrat, Damen gegenüber stets Kavalier. So meinte er zu seinen Sekretärinnen eines Tages beiläufig, was sie eigentlich davon hielten, im Dienst wie ihre Geschlechtsgenossinnen vom BDM, Arbeitsdienst und die Führerinnen der NS-Frauensschaft, in Uniform zu erscheinen. Er habe da einen Plan und einen Meister, ihn zu verwirklichen. Der berühmte Bühnenbildner Benno von Arendt höchst persönlich werde sie einkleiden, einheitlich, versteht sich, aber sämtliche Teile dieser einmaligen Dienstkleidung würden aus bestem Material hergestellt. Schliesslich könne er sich in seinem Vorzimmer keine Mitarbeiterinnen vorstellen, die ihre neue Kleidung – Uniform genannt – nicht noch damenhafter erscheinen lasse, als sie bereits von Natur aus seien. Was sie dazu meinten, wollte Hitler wissen. Ja war die Antwort, natürlich in die Frage gekleidet, wie diese ihre Uniform denn aussehen solle. Hitler war gar nicht verlegen, denn Benno von Arendt stand geistig hinter ihm. Sie würden einen dunkelblauen Faltenrock erhalten, darüber eine weisse Bluse und eine kurze Jacke, deren linken Ärmel ein golden gestickter Adler schmücke. Die drei Damen schauten sich eine kleine Weile fragend an, nickten und gaben ihr Ja-Wort zum Eintritt in die uniformierte Volksgemeinschaft. Nun habe er aber noch einen persönlichen Wunsch, meinte Hitler. Er bitte seine Damen herzlich, beim Tee stets wie bisher privatim zu erscheinen, jede nach ihrem besonderen Geschmack, als Individualistinnen eben. Beim Tee sei auch er Privatmann, Künstler, wie er meine, da sei es ihm unerträglich, Einform-Damen um sich zu haben.

Die Pellkartoffeln der Frau Botschafterin

«Herr Hitler», sagte einmal ein Vertrauter nach der Machtergreifung, «warum heiraten Sie eigentlich nicht? Alle Frauen verehren Sie, keine würde Ihnen einen Korb geben, Sie brauchen nur zu wählen.» «Wissen Sie,» erwiderte Hitler, «Sie kennen meinen Standpunkt, ich liebe die Blumen, aber ich muss doch deshalb kein Gärtner sein.»

Drei Frauen begegneten Hitler, die ihn keineswegs liebten, sondern hassten: eine Art Religionsstifterin, eine amerikanische Journalistin und eine ausländische Botschafterin in Berlin.

Frau Dr. Mathilde Ludendorff traf sich in den zwanziger Jahren öfters mit Hitler in einem Münchner Kaffeehaus. Gemeinsam mit ihrem Mann, dem Feldherrn des I. Weltkrieges, hatte sie einen Kampfbund für deutsche Gotterkenntnis gegründet, «Deutschvolk e. V.» genannt. Sie war eine geborene Spiess und eine verheiratete von Kemnitz, hatte den Dr. med. gemacht und war seit 1925 mit Ludendorff verheiratet. Das Haus Ludendorff sah im Christentum die Wurzel allen deutschen Unglücks. In mehreren Büchern setzten die Ludendorffs dagegen ihre «Deutschvolk»-Religion. Dafür Hitler zu gewinnen, war Frau Dr. Mathilde von Kemnitz eifrig bemüht. Als ihr der Politiker eines Tages erklärte, er habe noch nie davon gelesen, dass es möglich sei, eine neue Religion im Kaffeehaus zu gründen, gab Frau Ludendorff ihre Bekehrungsversuche abrupt auf. Ihr Interesse für den berühmten Mann schlug in Hass um.

Frau Dorothy Thompson hatte sich als amerikanische Journalistin einen internationalen Namen gemacht. 1932 interviewte sie Hitler und veröffentlichte eine Schrift «I saw Hitler»; an ihrem Gesprächspartner liess sie kein gutes Haar. Als Publizistin vervielfachte sie das Negativ-Bild von Hitler-Deutschland jahrelang mit dem gewünschten Erfolg.

Die Frau des italienischen Botschafters in Berlin, Signora Cerruti, konnte Hitler nicht ausstehen; die Motive ihres Hasses blieben ihr Geheimnis, die Art jedoch, in der Signora Cerruti ihre Ab-

neigung offenbarte, ist bekannt geworden. Sie lud den Führer und Reichskanzler zum Abendessen in die Botschaft ein und setzte ihm Pellkartoffeln vor. Der als Demütigung gedachte Akt schlug beim Vegetarier Hitler in dankbare Begeisterung um: «Oh, Frau Botschafterin, haben Sie vielen Dank für dieses leckere Gericht! Diese einfache Köstlichkeit erhalte ich in meiner Reichskanzlei nie!»

«Ich beginne mich vor den Frauen zu fürchten»

Hitlers Privatleben wurde nach Gelis Tod mehr und mehr von Eva Braun bestimmt, vor allem, seit sie die Hausfrau des Berghofes war. Aber nur sehr wenige Menschen wussten davon, und diese wenigen schwiegen. Kamen Staatsbesucher auf den Obersalzberg, musste Eva Braun regelmässig verschwinden. Am meisten ärgerte sie sich, die Herzogin von Windsor nicht kennengelernt zu haben – ihrer Erscheinung, ihres Auftretens und ihrer Garderobe wegen. Eva hatte den verständlichen Wunsch, dieser Welt dame einiges abzuschauen. Sie wurde jedoch von Hitlers Fahrer nach Salzburg gebracht. Nach ihrer Rückkehr fand sie nur noch die gewohnte Stammbesetzung des Berghofes vor.

Eva war die zweitälteste Tochter des Gewerbelehrers Fritz Braun; sie wurde in dem katholischen Mädcheninstitut in Simbach am Inn erzogen, machte einen kaufmännischen Lehrgang und trat als Verkäuferin in die Photohandlung Heinrich Hoffmanns ein. Eva war mittelgross, achtete sehr auf ihre schlanke Linie, hatte dunkelblondes Haar und blaue Augen. Junge Mädchen sind schon ihrer Jugend wegen hübsch; Eva Braun blieb immer ansehnlich.

Da Hitler seit 1922 gleichsam Stammgast bei den Hoffmanns war, lernte er 1930 auch die 19jährige Eva Braun kennen. Nach dem Selbstmord seiner über alles geliebten Nichte Geli machte Hitler Eva manchmal Komplimente. Eva machte mehr daraus:



*1914. Die Kriegserklärung wird auf dem Odeonsplatz in München bekannt gemacht.
Adolf Hitler ist in der Menschenmenge.*



Hitler nach seiner Entlassung aus der Festungshaft in Landsberg am 20. Dezember 1924.

Sie erzählte ihren Bekannten stolz, dass Hitler in sie verliebt sei. Im Sommer 1932 schoss sie sich eine Kugel in die Herzgegend. Der Chirurg Dr. Plate rettete sie; ihm gestand Fräulein/ Braun, dass sie sich vereinsamt und von Hitler vernachlässigt fühle. Briefe dieser Art sind erhalten geblieben. Eva war eifersüchtig, sie glaubte Grund dafür zu haben, weil Hitler von den Frauen umschwärmt wurde.

Hitler war über Evas Selbstmordversuch bestürzt, er wollte die genauen Umstände erfahren; so kam es zu folgendem Dialog zwischen ihm und Dr. Plate: «Doktor, sagen Sie mir die Wahrheit! Hat sich Fräulein Braun nur einen harmlosen Schuss beigebracht, um sich interessant zu machen und meine Aufmerksamkeit mehr auf sich zu lenken?» Dr. Plate schüttelte den Kopf: «Der Schuss war direkt auf das Herz gerichtet. Ich bin überzeugt, dass sie sich wirklich töten wollte.»

Heinrich Hoffmann war bei diesem Gespräch anwesend. Als Dr. Plate gegangen war, sagte Hitler: «Sie haben gehört, Hoffmann, das Mädchel hat es aus Liebe zu mir getan. Aber ich habe ihr doch keinen Anlass gegeben, der ihre Tat rechtfertigen würde.» Nach einer Pause erklärte er: «Es ist doch klar, dass ich jetzt für sie sorgen muss.» Hoffmann erwiderte: «So klar finde ich das nicht. Niemand kann Ihnen die Schuld an Evas Selbstmordversuch geben.» «Wer wird das einsehen?» sinnierte Hitler. «Und noch etwas, wer gibt mir die Gewähr, dass sich der Fall nicht wiederholt?» Wieder nach einer Pause: «Wenn ich für sie sorgen will, so soll das nicht etwa heissen, dass ich sie heirate. Meine Einstellung zu diesem Thema kennen Sie ja. Evas grösster Vorzug ist es, kein politischer Blaustrumpf zu sein. Politische Frauen hasse ich. Die Freundin eines Politikers darf nicht gescheit sein!»

*

Weltbekannt wurden zwei «Verhältnisse», jenes mit der Tochter des Lord Redesdale, der in der englischen Politik eine Rolle spielte, und die Freundschaft zwischen Hitler und Winifred Wagner. Unity Walkyrie Mitford lernte Hitler 1931 in seinem Esslokal,

der Osteria, kennen. Finanziell unabhängig, führte Unity ein Leben nach eigenem Geschmack. Politisch von Haus aus interessiert, verliebte sie sich in die Ideenwelt Hitlers und schliesslich in ihn selbst leidenschaftlich. In München verkehrte sie vorwiegend im Hause der Familien Bruckmann und Hanfstaengl, also unter Freunden ihres Abgotts Adolf Hitler. Die Mitford fuhr in ihrem Auto mit Hakenkreuzwimpel und dem Union Jack durch ganz Europa und trat überall für den Nationalsozialismus ein. Hitler freute sich über diese kostenlose Propaganda. Plötzlich störte ihn die «politisierende Frau» gar nicht mehr. Darüber hinaus schwärmte er für die Schönheit dieser Engländerin. Erstmals war ihm der Typ einer reinrassigen, hochgewachsenen Germanin mit «griechischem» Gesicht, blonden Haaren, blauen Augen entgegengetreten.

Hitler lud die Engländerin öfter in die «Osteria» ein, manchmal auch zusammen mit ihrer Schwester, die später den englischen Schwarzhemdenführer Mosley heiratete. In politischen und vor allem in diplomatischen Kreisen erregte Hitlers Freundschaft zu der schönen, aus vornehmer Familie stammenden Frau Aufsehen und Mutmassungen. Wollte er sich auf diesem Wege in England Gehör verschaffen? Fraglos war dies seine Absicht, zumal ja England einen Eckpfeiler seiner aussenpolitischen Konzeption bildete.

Am Vorabend des Kriegsausbruches, mit dem die Hoffnung auf einen deutsch-englischen Ausgleich gescheitert war, schoss Unity sich auf einer Bank im Münchner Englischen Garten eine Kugel durch die Schläfe. Als Hitler dieser Selbstmordversuch gemeldet wurde, eilte er zu ihr und sorgte für die denkbar beste ärztliche Behandlung und Betreuung. Jeden Tag sandte er ihr prächtige Blumengebinde in die Klinik. Als Unity transportfähig war, schickte er sie in Begleitung von Dr. Reiser in die Schweiz. Von da kehrte sie nach England zurück, wo sie 1948 verschied.

Kurze Zeit nach diesem tragischen Ereignis sagte Hitler zu Heinrich Hoffmann: «Ich beginne mich vor den Frauen zu fürchten. Wenn ich einmal nur etwas persönlich werde, – schon wird es

falsch ausgelegt. Ich bringe den Frauen kein Glück. Das war in meinem ganzen Leben so!»

*

Völlig frei von solchen Belastungen war und blieb Hitlers Freundschaft zu Winifred Wagner. Beide hatten sich 1922 in Bayreuth kennengelernt. Neben Friedrich d. Gr. von Preussen verehrte Hitler wohl niemanden mehr als Richard Wagner. Wahrscheinlich hat er auch von niemandem mehr gelernt als von dem Revolutionär der 1848er Jahre, von dem politischen Schriftsteller, von dem Antisemiten, von dem Nationalisten und von dem einmaligen Schöpfer des Musikdramas, das immer noch einzigartig in der Welt dasteht: Richard Wagner, dem Wort- und Tondichter zugleich, dem Magier des Theaters, dem Gründer von Bayreuth als Wallfahrtsort seiner weltweiten Kunstgemeinde, dem Dramaturgen, Regisseur und Dirigenten, dem Universalgenie der europäischen Kultur seit den Tagen der Renaissance.

Die Begegnung und Freundschaft von Winifred Wagner und Adolf Hitler darf man mit der Goethes und Frau von Stein vergleichen: ein Geben und Nehmen des Geistes und der Seele, eine Zuneigung erhobener Herzen, gemeinsamer Dienst am Werk Richard Wagners und ein Glücksfall für zwei Menschen!

Der «verhinderte» Ehemann

Kurz nach der Machtergreifung sagte Heinrich Hoffmann einmal zu Hitler, er, der Leibphotograph, werde immer wieder vorwiegend von seinen ausländischen Kunden gefragt, warum der Reichskanzler nicht heirate. Daraufhin erklärte Hitler: «Aber Hoffmann, Sie kennen doch mein bisheriges Leben ziemlich genau. In Wien und in München hatte ich alle Hände voll zu tun, mich selbst über Wasser zu halten; so verbot sich eine Ehe schon aus existentiellen Gründen. Als ich mich im Lazarett zu Pasewalk

entschloss, Politiker zu werden, hatte ich anfangs weder Zeit noch Geld zur Gründung einer Familie. Ausserdem wäre es selbst für die bravste Frau eine unerträgliche Zumutung gewesen, die weitaus meiste Zeit ohne mich verbringen zu müssen. Und jetzt als Reichskanzler ist es nicht viel anders. Oder soll ich mich im ‚Café Grössenwahn‘ mit einer Dame zu einem Rende-vousz verabreden?»

Wie oft sagte auch hier Hitler nicht die ganze Wahrheit, er dosierte sie, ein Zwang, dem alle Politiker, Geschäftsleute und viele Private unvermeidlich ausgesetzt sind. Die ganze Wahrheit der Ehelosigkeit Hitlers wurzelt einmal in seiner politischen Mission und zum anderen in seiner ererbten Tragik.

Dietrich Eckart hatte fraglos auf den jungen Politiker Hitler den nachhaltigsten Einfluss. Der «Peer-Gynt»-Übersetzer und Dramatiker setzte dem Revoluzzer von München eines Tages auseinander, dass der Retter Deutschlands aus zwei Gründen nicht verheiratet sein dürfe: 1. Infolge der Gefallenen des Weltkrieges seien die Frauen bei Weitem in der Überzahl. Nach Einführung der Demokratie zähle ihre Stimme genausoviel wie jene der Männer. 2. Wer Deutschland einmal führen wolle, könne nur mit Hilfe der Frauen, die ja die Mehrheit bildeten, zur Macht gelangen. Dies aber könne nur ein unverheirateter Mann, der allen Frauen die auch noch so vage Hoffnung suggeriere, er sei noch frei und noch zu haben. In der Demokratie spiele die Psychologie eine noch wirkungsvollere Rolle als die Demagogie; würden sich beide ergänzen, so sei der Erfolg so gewiss wie das Amen nach dem Gebet.

Diese Botschaft des Dichters kam dem Politiker überaus entgegen. Am 26. Dezember 1923 verstarb Dietrich Eckart in Berchtesgaden, sechs Wochen nach dem missglückten Putsch Hitlers und Ludendorffs vor der Feldherrnhalle. Als Revoluzzer mochte Hitler Eckarts Aussagen noch nicht vollständig begriffen haben. Auf der Festung Landsberg wandelte sich Hitler jedoch vom Putschisten zum legalistischen Eroberer der Macht. Jetzt erlangte Eckarts Erkenntnis den Rang eines «kategorischen Imperativs», an den sich Hitler mit der ihm eigenen eisernen Konsequenz hielt.

Sein Organisationstalent, seine Propagandakünste und vor allem seine einmalige Rednergabe erleichterten ihm den Weg nach oben.

Ein gewisser Dr. Achenbach bot sich nach der Machtergreifung bei den führenden Parteigenossen reihum als Experte der Ahnenforschung an. Die meisten nahmen seine Dienste gerne entgegen, Hitler jedoch wies sie weit von sich. «Das wäre ja bei meinem Stammbaum geradezu grotesk», meinte er zu Heinrich Hoffmann. Natürlich dachte der Reichskanzler hierbei keineswegs an eine mögliche nichtarische Grossmutter, wohl aber an die häufigen Verwandtenehen seiner Vorfahren, voran der eigenen Eltern. Wie ein Trauma wucherte in seiner Seele die Tragödie mit seiner Nichte Geli weiter.

So fügten sich Vorder- und Hintergrund seines ehelosen Seins nahtlos ineinander. Da brachten die letzten Tage Hitlers im Führerbunker der Reichskanzlei des von Sowjet-Truppen eingeschlossenen Berlins eine bemerkenswerte Wende. Eva Braun, über ein Jahrzehnt die Lebensgefährtin Hitlers, flog mit einem der letzten Flugzeuge, die in Tempelhof noch landen konnten, in die Reichshauptstadt, von dem einen Willen beseelt, an Hitlers Seite zu sterben. Dass er sie vorher noch heiraten werde, ahnte sie nicht. In der Nacht vom 28. zum 29. April fasste er nach einer Unterredung mit Ritter von Greim den Entschluss, von eigener Hand zu sterben. Sein politisches und sein privates Testament waren in dreifacher Ausfertigung in Sicherheit gebracht, Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger als Reichspräsident und Dr. Joseph Goebbels als Reichskanzler von ihm bestimmt worden.

Adolf Hitler hatte damit offiziell abgedankt, er war zum Privatmann geworden, wenngleich nur für einen Tag. Als Privatmann heiratete er am 30. April 1945 vormittags Eva Braun. Die standesamtliche Trauung wurde in aller Form durch Gauamtsleiter Walter Wagner vollzogen. Goebbels und Bormann waren die Trauzeugen. Nach einem Mittagessen verabschiedeten sich Herr und Frau Hitler von allen Anwesenden mit einem stummen Händedruck. Gegen 15.15 zogen sie sich in sein Zimmer zurück. Bei-

de nahmen Gift, das vorher an Hitlers Schäferhündin Blondie erprobt worden war. Adolf Hitler schoss sich zusätzlich noch eine Kugel in den Mund.

«Eva Braun und meine Schäferhündin Blondie waren die einzigen Lebewesen, die mir bis zum Schluss die Treue gehalten haben», lautete eines der allerletzten Worte Adolf Hitlers.

Vor und nach dem Hitler-Putsch

Die Bienen und die Wespe

Hitler liebte den Honig und die Bienen; sie hielt er für kluge, segensreiche Tierchen. Waldemar Bonseis' «Die Biene Maja» stand in seiner Bibliothek. Natürlich hatte Hitler auch den nach diesem Buch gedrehten Film gesehen. Als Hitler auf der Höhe von Berchtesgaden seinen Berghof gebaut hatte, liess er im Walde geräumige Bienenhäuser errichten. Die Besucher konnten das Leben und Treiben der Honigspender hinter Glas bewundern oder studieren. Hitler lobte Napoleon I., weil er eine Biene in seinem Wappen geführt hatte.

Hitlers Weltanschauung war ein Abzug der Natur, in deren Reich der Kampf ums Dasein ewig währt. In den Wespen hatte er die Todfeinde seiner geliebten Bienen ausgemacht. Stiess er bei seinen Wanderungen auf eines ihrer Nester, so liess er es unverzüglich austräuchern; denn sie, die Wespen, dozierte er, würden die Bienen angreifen und ihnen den Honig stehlen; ausserdem seien sie unfähig, ordentliche Waben zu bauen. Innerhalb seines Hauses schützte sich Hitler vor den lästigen Wespen mit Hilfe hoher Flaschen, deren Boden mit Zuckerwasser gefüllt war. Der Mund dieser Glasgefässe war weit geöffnet, ihr Hals hingegen nur eine Art Nadelöhr.

Hitler hatte auf seinem Berghof so gut wie immer Gäste. Als Rudolf Hess und die Schirachs mit ihrem Führer eines Nachmittags – es war heiss, die Fenster standen weit offen – beim Tee sassen, flogen viele Wespen in den Raum, auf die grossen Flaschen zu, krabbelten durch das Nadelöhr, landeten im Zuckerwasser und erlitten einen ebenso süssen wie scheinbar qualvollen Tod. Rudolf Hess, wie Albert Schweitzer, ein Philosoph der unbedingten Tierliebe, ertrug dieses Trauerspiel nicht länger. Er stand auf, kippte eine Flasche um, eine Wespe kroch heraus und flog geradewegs in den lachenden Mund des grossen Tier- und Friedensfreundes, ihn wütend stechend. Die Wunde schwoll rasch an und Hess wäre daran erstickt, wenn er nicht im nahen Krankenhaus mit Hilfe eines Luftröhrenschnittes vor dem Tode bewahrt worden wäre.

Hitler war über das Missgeschick seines Stellvertreters einerseits betroffen, andererseits nicht ohne Schadenfreude. Als er fernmündlich unterrichtet worden war, dass Rudolf Hess ausser Lebensgefahr sei, sagte Hitler: «Hess ist einfach zu gutmütig. Man sieht ja, was dabei herauskommt!»

Der abgeblitzte Reporter

Sefton Delmer hatte von seinem deutschen Vater sein perfektes Deutsch und dessen üblichen Benimm erlernt, von seinen englischen Vorfahren hingegen die Liebe zum Vaterland, die Arroganz und die Künste der politischen Machenschaften eines Briten übernommen. Als Journalist und Reporter bewährte er sich wie einst Winston Churchill in seiner Jugend, ohne das Genie dieses Enkels des Herzogs von Marlborough auch nur annähernd zu besitzen. Dafür übertraf er den Premierminister des Zweiten Weltkrieges bei Weitem durch seine Lügen und durch seinen Hass gegen Deutschland. Als einer der Chefreporter der antideutschen Propaganda erfand Sefton Delmer ganze Listen von deutschen «Gefallenen», die in Wirklichkeit noch lebten, schickte diese Falschmeldungen über den Äther nach Deutschland, schockierte damit viele Familien und wiederholte so die Greuelpropaganda des Ersten Weltkrieges wider das Reich.

Auch nach dem Sieg der angelsächsischen Mächte liess Sefton Delmer der Hass gegen sein väterliches Blut keine Ruhe: er entblödete sich nicht, beispielsweise in Frankreich wie ein «Boche» aufzutreten, führte sich noch schlimmer auf, als die Franzosen unter diesem Schimpfnamen den Deutschen verstanden, nahm es kalt lächelnd in Kauf, dass er in mehreren Restaurants regelrecht herausgeworfen wurde, und war selig, Deutschland wieder einmal geschadet zu haben.

Nach dem Kriege fasste er den Entschluss, ein Buch mit dem Titel «Deutschland und ich» zu schreiben. Er verwirklichte diesen



THE SOURCE.

Die Quelle

Plan auch mit Hilfe des hohen Honorars einer deutschen Illustrierten. Das ist nicht verwunderlich, viel eher der Titel; er hätte eigentlich lauten müssen: «Ich und Deutschland». Denn der Mitsieger über Hitler und sein Drittes Reich hatte ja kein Deutschland mehr hinterlassen, wohl aber dessen Spaltung, während Sefton Delmers Hass ungespalten fortwirkte.

Sefton erinnerte sich an eine erfahrene Journalistin in München, die über gediegene Kenntnisse und Verbindungen aus dem Dritten Reich verfügte. Er traf sie und klagte ihr sein Leid: In der Bundesrepublik wäre ja nichts los ausser Geldverdienen und den Neureichtum vorzeigen, ansonsten überall, wo er hinkomme, langweilige Provinz. Mit einer gewissen Sehnsucht denke er an die zwanziger Jahre und natürlich an diesen Hitler, von dem er viel wisse, aber noch lange nicht alles. «Kannst Du mir keinen Tip geben, verehrte Kollegin? Hier hat er doch seit 1913 gewohnt, da müssen doch noch Leute von damals leben, seine Quartiergeber zum Beispiel!» «Versuchen wir's», meinte die Journalistin, «fahren wir in die Schleissheimer Strasse, unweit vom Hauptbahnhof, da wohnte Hitler vor dem Ersten Weltkrieg bei der Schneidermeisterfamilie Popp, ob die noch leben, weiss ich nicht.» Sefton rief unverzüglich ein Taxi herbei, beide fuhren zu den Pops, fanden aber kein Werkstatt-Schild mehr an der Haustür, denn der Meister war schon lange tot und Frau Popp fuhr Taxi. Sie empfing die beiden, zumal sie die Münchner Journalistin von früher her kannte. Als Frau Popp hörte, dass der dicke Herr ein Engländer sei, holte sie eine Flasche Mosel aus dem Keller. Nach dem ersten Schluck fragte Sefton neugierig, ob er das Schlafzimmer Hitlers sehen könne. «Ja, das können Sie schon», meinte Elisabeth Popp, «aber was Sie als Schlafzimmer bezeichnen, ist jetzt Lagerraum, und zu Hitlers Zeiten war es unser Dachboden.» Die drei stiegen nach oben, Sefton blickte sich verwundert um, stiess seine Kollegin sanft an und sagte auf englisch: «Na, für Liebesabenteuer auch nicht recht geeignet.» «Wo hat nun Hitler geschlafen?» fragte er Frau Popp. «Ja, hier links

an dem Holzpfosten stand sein Bett, und dahinter rechts schlief ein Arbeiter, der um 5 Uhr zur Frühschicht musste, das war Hitler unangenehm, weil er bis 3 Uhr las und von seinem Mitbewohner regelmässig geweckt wurde. Umgekehrt war es aber auch so. Da zog nach ein paar Wochen der Arbeiter aus, und Hitler hatte nun den Dachboden für sich allein. Er musste freilich jetzt 6 Reichsmark dafür bezahlen.» «Ja, sagen Sie einmal ganz offen, liebe Frau Popp, Hitler war ja damals ein junger Mann, hat er regelmässig Frauen mitgebracht oder sich der Einfachheit halber Huren vom Bahnhofsviertel hergeholt?» Nun war Frau Popp für einen Augenblick sprachlos, das will für eine resche Münchnerin was heissen, aber dann sagte sie unmissverständlich: «Da sind Sie aber ganz falsch gewickelt, so was hat es in unserm Haus niemals gegeben und beim Hitler schon gleich gar nicht. Wissen S', was der regelmässig heraufgebracht hat, Bücher über Bücher, oft in beiden Händen, mit Riemen hat er sie zusammengebunden, damit er sie leichter tragen konnte, und hier um sein Bett herum hat er sie gestapelt. Meinen Sie, wir hätten ihm sonst erlaubt, dass er sich in unserer Küche seinen Tee kocht und mit unseren zwei kleinen Kindern spielt, wenn er so ein Hurenbock gewesen wäre. So und jetzt gehn wir wieder runter.»

Der Wein stand noch auf dem Tisch, die Gläser waren noch halbvoll, aber flugs hatte Frau Popp die Flasche in den Schrank gestellt. Sefton Delmer verstand den Wink. Er hätte das gar nicht böse gemeint, das wäre doch alles menschlich und natürlich. Als er merkte, dass sich Frau Popp beruhigte, zog Sefton Delmer einen Tausendmarkschein aus der Tasche, legte einen zweiten dazu und einen dritten obendrauf. Die Taxi-Fahrerin wurde unsicher, was sollte dies eigentlich?

«Sie müssen sich Ihr Geld sicher schwer verdienen, liebe Frau Popp», erklärte Delmer, «ich händige Ihnen diese dreitausend DM sofort aus, wenn Sie mir nur ein bisschen bestätigen, dass es der Hitler doch mit Huren getrieben hat – natürlich nicht in Ihrem Haus – aber in einem Stundenhotel, denn irgendwo musste er ja mit seiner Manneskraft hin oder nicht?»

«Herr Delmer, die drei Scheine könnt ich wohl gut brauchen, aber nicht für diesen Preis. Mein Mann hat mir nur eine kleine Rente hinterlassen, da tät mir so ein ‚Nebenverdienst‘ schon passen, aber nicht um diesen Preis, ganz gewiss nicht!» Die Journalistin gab Sefton einen Wink, den er verstand, beide standen auf, die Münchnerin entschuldigte sich bei Frau Popp, Delmer steckte sein Geld wieder ein und verschwand grusslos wie ein «Boche», den er in Frankreich perfekt gespielt hatte. Als sie im Taxi sassen, zischte Delmer wütend: «Da sind wir schön abgeblitzt. Warum haben Sie mich eigentlich hierher geschleppt, wenn da gar nichts los war!»

Der Photograph und der Leibwächter

1922 erhielt der Photograph Heinrich Hoffmann von einer bekannten Bildagentur aus New York den Auftrag, ihr umgehend ein Bild Adolf Hitlers zu liefern – gegen 100 Dollar. Der Photograph war erstaunt und verlegen zugleich: denn diese Agentur zahlte ihm sonst nur fünf Dollar für Friedrich Ebert und andere deutsche Politiker; ausserdem kannte er diesen Hitler noch gar nicht. In seiner Not wandte er sich an Dietrich Eckart, den Hauptschriftleiter des «Völkischen Beobachters» und Übersetzer von Ibsens «Peer Gynt».

Eckart klärte Hoffmann über Hitlers strikte Weigerung auf, sich von irgendwem aufnehmen zu lassen. Er fürchte für den Massenbesuch seiner Versammlungen, wenn die Leute ihn allenthalben abgebildet sähen; da schwinde schlagartig die Neugierde. Hoffmann glaubte dies Eckart nicht, denn Photographen sind ja Werkzeuge der Propaganda.

Heinrich Hoffmann hatte damals sein Atelier in der Schellingstrasse 50 gegenüber dem Buchgewerbehaus, in dem die Parteizeitung der NSDAP gedruckt wurde. Hitler kam regelmässig zu den Redaktionssitzungen. Eckart hatte ihn dem Photographen genau beschrieben: Bärtchen auf der Oberlippe, Trenchcoat und

Reitpeitsche. Es dauerte nicht lange, bis Hitler in seinem Wagen, einem alten grünen «Selve», mit Fahrer und drei weiteren Begleitern vorfuhr. Hoffmann plauderte zunächst mit dem Chauffeur, holte seine Kamera und bezog in der Nähe des Wagens Position. Er musste sehr lange warten, wurde nervös und bat den Fahrer, mit einem Trinkgeld winkend, er möge sich bei Hitlers Abfahrt etwas Zeit lassen; dieser grinste freundlich. Endlich kam das «Opfer» mit den drei Männern zurück, sie stiegen ein, während der Fahrer ausgestiegen war, um das Auto anzukurbeln. Hoffmann hatte sich vortrefflich vorbereitet und schoss sein erstes Hitlerbild. In seiner Begeisterung merkte er gar nicht, dass die drei Männer blitzschnell aus dem Wagen sprangen; einer davon packte von rückwärts seine Kamera, entriss sie ihm, ein anderer zog die Platte heraus und belichtete sie. Die Aufnahme war verloren.

Einige Monate später war Hitler – einer Hochzeit wegen – Gast im Hause Hoffmann. Die beiden Männer freundeten sich an. Nach ein paar Stunden brachte ein Lehrbub Hoffmanns dem Meister wie vereinbart einen Abzug und eine Platte. Hoffmann hatte Hitler mit Hilfe einer Kamera, die er im Ofen eingebaut hatte, beim Kaffeetrinken photographiert. Er zeigte ihm die Aufnahme. «Etwas unterbelichtet», meinte Hitler trocken. «Aber sie genügt für einen einwandfreien Abzug, d.h. sie würde genügen.» Im gleichen Augenblick zerschlug Hoffmann die Platte. Hitler starrte Hoffmann verwirrt an. Dieser erklärte: «Es bleibt dabei, Herr Hitler, ich werde mir nie mehr erlauben, Sie ohne Ihr Wissen und ohne Ihre Billigung zu photographieren.» «Herr Hoffmann, Sie gefallen mir. Darf ich öfter zu Ihnen kommen?» fragte Hitler herzlich.

Das war der Anfang des grandiosen Geschäftes des Leibphotographen Heinrich Hoffmann und zugleich einer Freundschaft zwischen beiden Männern, die bis zum Ende des Dritten Reiches ungetrübt dauerte.

«Ich verehere das Haus Wittelsbach»

Hitler war geraume Zeit nach dem ersten Weltkrieg nach wie vor Monarchist. Über die Wiedereinführung der Monarchie unterhielt er sich noch 1930 mit SA-Stabschef Wagener, freilich bereits in äusserstem Abstand. Natürlich komme nur ein Hohenzoller für den Thron des Reiches in Frage, aber er wisse derzeit keinen Spross dieses Hauses, den er sich als Kaiser vorstellen könne. Einen Habsburger nannte er in diesem Zusammenhang nie, er lehnte sie von Jugend auf ab und ging nicht zuletzt deshalb 1913 nach München. Die geschichtliche Leistung seines angestammten Herrscherhauses wollte oder konnte er nicht begreifen. Dafür erklärte er wiederholt in den ersten Nachkriegsjahren, dass er «das Haus Wittelsbach verehere».

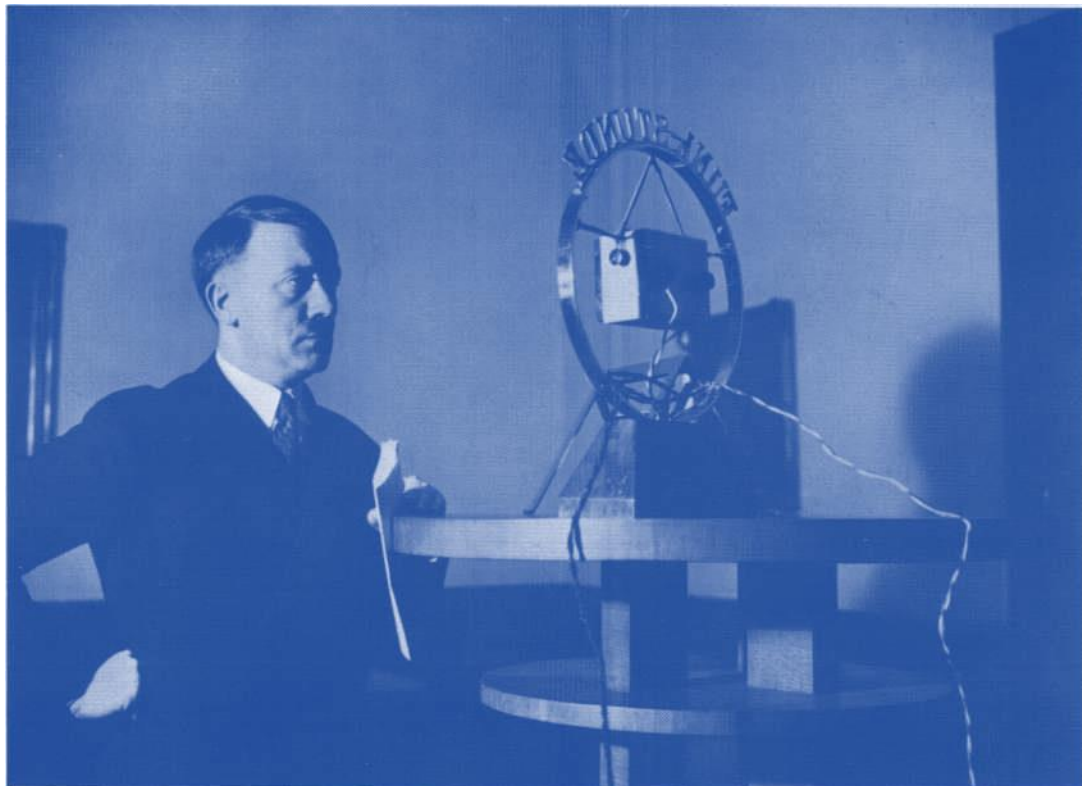
Beim Heldengedenktag 1922 in München bezeugte er dies auf besondere Weise. Bei der Einweihung des Grabmals des unbekanntes Soldaten zwischen Armeemuseum und Hofgarten marschierten vor dem Kronprinzen Ruprecht Veteranen des Siebziger Krieges und des Ersten Weltkrieges vorbei. Der Platz war würdig geschmückt: mit der alten Reichskriegsflagge auf Halbmast und mit Fahnen von Sedan und von Verdun. Am Grabmal selbst wurden zahlreiche Kränze niedergelegt.

Die Tribüne für den bayrischen Kronprinzen und für die anderen Ehrengäste war gegenüber dem Armeemuseum errichtet worden. Auf diese Weise hatte der Wittelsbacher das Grabmal des unbekanntes Soldaten zu seinen Füßen, seinen Ahnherren Otto von Wittelsbach gleichsam Auge in Auge gegenüber. Ruprecht in silbergrauer Uniform mit roten Aufschlägen grüsste die Veteranen mit erhobenem Marschallstab und sichtlich bewegt die kleine Abordnung der Jugend von Langemarck.

Den Schluss des Vorbeimarsches bildeten sonderbar aufgemachte Männer mit Windblusen aus grauem Segeltuch und mit einer Hakenkreuzbinde am Ärmel. «Was sind das für Männer?» wollte Se. Königliche Hoheit wissen. «Das ist die SA Hitlers, er selbst an der Spitze, Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse. Er hat es zwar nur zum Gefreiten gebracht, weil er österreichischer



Kaffeepause in Limbach am Chiemsee (v. l. n. r. Reichsschatzmeister Schwarz, Hermann Esser, Adolf Hitler, Dr. Goebbels, Geli Raubal)



Der Reichskanzler Adolf Hitler in der Nacht des 30. Januar 1933 bei seiner ersten Rundfunkansprache über alle deutschen_Sender.

Staatsbürger war, aber er ist ein tapferer Mann und bereits ein bekannter Politiker, durch und durch national und antikommunistisch», lautete die Antwort. Se. Königliche Hoheit nickte beifällig.

Zwei verhinderte Kunstmalers

Henriette von Schirach berichtet, dass sie ihrem Vater, Hitlers «Leib»photographen Hoffmann, kurz vor seinem Tod eine Freude damit bereiten wollte, einige seiner historischen Aufnahmen auf die Wand des Krankenzimmers zu projizieren: Hitler mit Mussolini in Rom, Hitler im weissen Mantel am Sarkophag Napoleons, Hitler auf dem Hradschin in Prag. Eine Weile habe ihr Vater diese Bilder angeschaut, dann aber abgewinkt mit den Worten: «Was mich mit Hitler verband, war etwas ganz anderes. Wir sind beide an der Donau aufgewachsen, er in Urfahr bei Linz und ich in Regensburg. Wir wollten beide Kunstmalers werden. Hitlers Idee, in Linz die europäische Malerei im zwanzigsten Jahrhundert zusammenzufassen, hat mich mehr interessiert als seine Feldzüge.»

Als Hitler Heinrich Hoffmann 1922 erstmals in dessen Wohnung besuchte, interessierte er sich für die Bücher. «Sie haben viele Werke über die Malerei», meinte der Gast. «Ich wollte einmal Kunstmalers werden», erwiderte Hoffmann. «Das wollte ich auch einmal werden», pflichtete Hitler ihm bei.

Festung Landsberg oder das «fidele Gefängnis»

13 Monate sass Adolf Hitler in der Festung Landsberg ein, seine Mitgefangenen, voran Rudolf Hess, etwas länger. Hitler war in seinem Prozess zwar zu sechs Jahren «Festungshaft» verurteilt worden. Viele einflussreiche Persönlichkeiten, voran Erich von

Ludendorff, und die unsichere politische Lage führten jedoch zu seiner Begnadigung.

Jeden Morgen überbrachte der Gefängniswärter mit Hand an der Mütze und mit diesen Worten die Zeitung: «Gestatten, Herr Hitler, hier ist die Tageszeitung.» Nach dem Frühstück arbeitete Hitler mit Hess drei Stunden an seinem Buch «Mein Kampf». Nach dem gemeinsamen Mittagessen ging er, meist allein, im Gefängnishof eine halbe Stunde zwischen Blumen und Gemüsebeeten spazieren. Dann beantwortete er die zahlreichen Briefe, die täglich eintrafen, empfing Besucher, fragte sie eingehend aus, wie draussen die Lage und die Stimmung seien, gab ihnen Botschaften mit und ein Geschenk dazu, meist alkoholische Getränke, welche die politischen Häftlinge in rauen Mengen besaßen. Die vielen Parteigenossen und die stillen Gönnerinnen und Gönner liessen Hitler und die Seinen «nicht verkommen».

Vor dem gemeinsamen Abendessen hörte Hitler meist Musik, oder er malte. Von Winifred Wagner hatte er sämtliche Schallplatten der Werke Richard Wagners geschenkt bekommen, dazu ein Grammophon. Malte Hitler, so legten seine Kameraden «Schlager» auf, am liebsten: «Was machst du mit dem Knie, lieber Hans,...» Nach dem Abendessen wurde entweder gesungen oder Karten gespielt oder beides hintereinander. Maurice, Hitlers Fahrer, hatte seine Mandoline mitgebracht, die er, eine Stimmungskanone, anfeuernd zupfte. Dann erklangen alte deutsche Lieder, Hitler sang dabei gerne mit. Beim Kartenspielen jedoch passte er. Das war «unter seiner Würde». Er liebte das Volk, aber nicht dessen Vergnügungen wie Tanzen, Sport, Kartenspielen, Rauchen, Trinken, Kegeln usw. Wie schon in den ersten drei Kampfzeitjahren, so hielt er auch in der Festungshaft Distanz zu seinen Mitarbeitern. Er war draussen die Nr. 1, und er blieb sie auch «drinnen». Alle behandelten ihn voller Respekt, voran der Gefängnisdirektor. Offiziell war er ein Gescheiterter, ein Machtloser, ein Häftling sogar, in Wirklichkeit wusste man in der Bayerischen Staatsregierung, innerhalb der Parteien, in der Presse und

in der sonstigen Öffentlichkeit, dass Hitlers Wiederkehr und unaufhaltsamer Aufstieg so sicher waren wie das Amen in der Kirche. Bert Brechts Jahrzehnte später erschienenen Stück «Vom aufhaltsamen Aufstieg ...» gehört zu den nicht wenigen historischen Irrtümern dieses politischen Stückeschreibers.

Zu einem geradezu modernen Ruhmesblatt gehört die Art und Weise der Gefängnisordnung für politische Häftlinge in Landsberg: Es gab keine verschlossenen Zellen, sie konnten sich innerhalb frei bewegen, nur die Freiheit nach draussen blieb ihnen vorenthalten. Die Resozialisierung der Gefangenen ist der Einbruch der Humanität und des Prinzips Hoffnung in den Strafvollzug. Schweden, die Niederlande und die Schweiz, sowie die Bundesrepublik, haben darin ermutigende Fortschritte gemacht. Aber der Bayerische Staat war ihnen für die politischen Strafgefangenen 1924 weit voraus: die junge, auf äusserst schwachen Beinen stehende Demokratie des Freistaates hatte den Mut zur Offenen Gesellschaft, zur Freiheit der Meinung, zum Respekt vor allen Andersdenkenden und damit zur Achtung der Würde jedermanns. Freilich, die Regierung Kahr hatte Hitler und Ludendorff gegenüber ein schlechtes Gewissen; aber gerade dieses hätte sie nach Sigmund Freud zu einer Art «Folterung» der Mitwisser, der Mitäter – eben Hitlers und Ludendorffs – zwingen müssen. Nichts davon trat ein. Der Feldherr wurde im Prozess wegen seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg freigesprochen und Hitler sehr schnell begnadigt. Fazit: das schlechte Gewissen der Herren Kahr, Lossow und Seysser als Mitverursacher des Putsches vom 9. November 1923 wurde mit Hilfe des Selbsterhaltungstriebes und eines kräftigen Schusses bayerischer Humanität – Leben und Lebenlassen – hinweggespült. So dauerte die «Resozialisierung» gerade für Hitler nicht lange.

Frau Bruckmann und Winifred Wagner sandten Hitler wunschgemäss Papier für sein Manuskript, natürlich kein gewöhnliches, sondern Büttenpapier. Beide Damen wussten eben, dass ein historisches Buch nur auf einem besonderen Papier seinen Anfang nehmen durfte; und sie hatten sich nicht geirrt: «Mein Kampf»,

die «Bibel» des Nationalsozialismus, erreichte viele Jahre hindurch grössere Auflagen als das «Neue Testament». Frau Winifred Wagner wurde bei ihrer Spruchkammerverhandlung von einem Mini-Inquisitor peinlich verhört = gefragt, warum sie diesem Hitler so wertvolles Papier habe zukommen lassen? Seelenruhig antwortete die Dame des Festspielhauses von Bayreuth, sie habe natürlich nicht gewusst, was Hitler darauf schreiben würde; aber einem Freund, der unschuldig im Gefängnis sitzt, schicke man eben nur das denkbar beste Papier, auf dass ihm gute Gedanken kämen!

Frau Karin Göring, die schöne, reiche und von einer unheilbaren Krankheit befallene Schwedin, hatte zunächst alle Hände voll damit zu tun, ihren schwer verwundeten Mann zu versorgen. Der Pour-le-mérite-Träger und Jagdflieger des Ersten Weltkrieges konnte im nahen Ausland untertauchen, aber kein Arzt war in der Lage, die Schusswunde und ihre Folgen zu heilen, die er beim Marsch auf die Feldherrnhalle in vorderster Reihe erlitten hatte. Da wandte er sich an den Duce Mussolini um Hilfe; er reagierte sofort, liess den Schwerverwundeten nach Rom bringen, überantwortete ihn dem bekanntesten Chirurgen Italiens, der Hermann Göring wieder auf die Beine brachte.

Als Karin ihren Gatten gerettet wusste, kümmerte sie sich unverzüglich um Hitler; sie fuhr mit dem Wagen, vollgeladen mit Geschenken aller Art, nach Landsberg, streifte beim Aussteigen vor dem Gefängnistor ihren kostbaren Zobelpelz über und verlangte, zu Hitler geführt zu werden – mit den vielen Mitbringenseln. Ihre Bitte verwandelte die Gefängniswärter zu dienstbaren Geistern, alle wetteiferten darin, der schönen, hohen Frau zu gefallen. Hitler begrüsst Karin freudestrahlend, lobte ihre Tatkraft, bewunderte ihren Pelz und unterhielt sich mit ihr allein, während seine Parteigenossen anfangen, die Pakete und Kisten auszuräumen, die hereingeschleppt wurden. Als Frau Göring abgefahren war, ging Hitler zu seinen Mitgefangenen, sah die Flaschen, Schinken, Würste, schüttelte den Kopf und meinte: «Na, wir werden mehr und mehr ein ‚fideles Gefängnis‘. Ihr habt doch schon so viele

Alkoholikas und Fressalien bekommen, was macht Ihr bloss mit diesem Zeug?» «Wir geniessen die Unfreiheit, indem wir sie in die Freiheit des Genusses aller Art verwandeln», erklärte der Mandolinen-Spieler Maurice mit sichtlichem Vergnügen. «Wir leben wie Gott in Frankreich!», fügte ein anderer hinzu. Hitler freute sich über die Aufgeräumtheit seiner Mitgefangenen. So konnte er sich in seine Zelle zurückziehen und seine Arbeit an sich selbst fortsetzen, ohne die er niemals von der Neugründung der NSDAP am 27. Februar 1925 bis zum 30. Januar 1933 gelangt wäre. In der Festung Landsberg häutete sich Hitler vom Revoluzzer und Putschisten zum Demokraten und Legalisten. Er wollte als Republikaner unter Republikanern in der Weimarer Republik legal zur Macht kommen. Später beschwor er die erste demokratische Verfassung der deutschen Geschichte, freilich mit dem Vorbehalt, sie durch das Führerprinzip zu ersetzen, sofern er mit Hilfe der demokratischen Parteien dazu ermächtigt würde. Am 23. März 1933 ging dieser Plan in Erfüllung, einer der vielen, die er in Landsberg vorgedacht und durchkalkuliert hatte. «Vor dem November-Putsch wussten wir alle nur, was wir nicht wollten; nach meiner Entlassung aus der Festungshaft hingegen wusste ich, was ich zu tun hatte und wie ich unser Programm Zug um Zug verwirklichen wollte.»

Eine rührselige Weihnachtsgeschichte

Die Ortsgruppe der NSDAP München-Schwabing feierte 1924 mit einem lebenden Bild «Adolf Hitler im Gefängnis» Weihnachten. Ein Parteigenosse sah seinem späteren Führer zufällig stark ähnlich, er spielte bei diesem rührseligen Stück die «Hauptrolle». Der grosse Saal war gesteckt voll. Andächtige Stille herrschte, als der Vorhang aufgezogen wurde. Auf der Bühne sah man im Halbdunkel eine Gefängniszelle. Hinter einem kleinen, vergitterten

Fenster fielen Schneeflocken. An einem Tisch sass, mit dem Rücken zum Publikum, ein Mann, der den Kopf in die Hand stützte. Hinter den Kulissen sang ein Männerchor «Stille Nacht, heilige Nacht». Als die letzte Strophe verklungen war, trat ein Engel in die Zelle und stellte einen Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen behutsam auf den Tisch. Langsam drehte sich der Häftling um und blickte ins Publikum. Ein Weinen und Schluchzen setzte ein.

Bei Weihnachtsfeiern waren die Leute früher innerlich bewegt, teilweise sind sie es in der nüchtern gewordenen Gegenwart auch heute noch. Dass aber ein lebendes Bild «Adolf Hitler im Gefängnis» Männer und Frauen bis zu Tränen rühren konnte, hängt auch mit dem Gefühlsgrund zusammen, auf dem der Nationalsozialismus gewachsen ist. Hitler war intelligent, aber kein Intellektueller wie etwa die Schöpfer des Marxismus oder des Leninismus. Seine Bewegung kam aus dem Herzen und suchte die Herzen der enttäuschten Soldaten, der verarmten Massen und der Frauen, deren Idol Adolf Hitler mehr und mehr wurde.

Ein «falsches» Bild geht um die Welt

Ein paar Tage vor Weihnachten 1924 fuhren der Druckereibesitzer Adolf Müller und Heinrich Hoffmann nach Landsberg, um Hitler abzuholen. Er war wegen guter Führung begnadigt worden. Hoffmann hoffte auf ein paar gute Aufnahmen von der Gefängniszelle bis zum Gefängnistor. Doch daraus wurde nichts. Der Anstaltsdirektor hatte von der bayerischen Regierung den strikten Befehl erhalten, den Akt der vorzeitigen Entlassung Hitlers geheim abzuwickeln.

Hitler erschien und stieg rasch in Müllers Daimler-Benz. Hoffmann beschwerte sich über sein Missgeschick. «Aber, Herr Hoffmann, jetzt können Sie mich doch ungehindert photographieren», meinte Hitler. «Gut», erwiderte Hoffmann, «wie wär's denn vor

dem alten Landsberger Stadttor? Das sieht, wenn man's nicht genau nimmt, auch nach Festung aus.» Hitler war einverstanden. «Machen's g'schwind, Hoffmann», sagte er, «sonst laufen die Leut' zusammen. Ausserdem ist es saukalt.»

Noch am gleichen Tag schickte Hoffmann die Bilder, die er in Landsberg gemacht hatte, an die Zeitungen des In- und Auslandes. «Adolf Hitler verlässt die Festung Landsberg», schrieb er auf die Rückseite. Die Photos wurden überall veröffentlicht, aber ausnahmslos mit anderen Texten, etwa: «Der erste Schritt in die Freiheit» – «Sinnend steht Hitler vor dem Gefängnis, was wird er tun?» ...

Unterm Mistelzweig

Heinrich Hoffmann hatte 1921 Adolf Hitler kennen- und schätzengelernt. Beide wurden Freunde, soweit dies bei Hitler möglich war; denn er hielt gegen jedermann Abstand, sosehr er Zustimmung, Zuneigung und bedingungslose Gefolgschaft noch nötiger brauchte als sein eigenes Leben.

Sylvester 1924 veranstaltete Hoffmann in seiner Wohnung und in seinem Atelier ein originäres «Schwabinger Künstlerfest» – zu Ehren Hitlers, der davon freilich nichts wusste, aber immerhin, wengleich etwas verspätet, erschien. Familie und Freunde Hoffmanns hatten mit viel Liebe und Phantasie in dieser armseligen Nachkriegszeit ein grandioses Privatfest inszeniert, wie es des genius loci würdig war. Eine junge Frau vom Lande hatte einen übergrossen Mistelzweig mitgebracht, der an der Decke aufgehängt wurde. Denn nach einem alten englischen Brauch durfte jeder Mann das Mädchel oder die Frau spontan küssen, die sich wilens oder aus Versehen unter diesem Mistelzweig aufhielt; umgekehrt natürlich genauso.

Adolf Hitler kam, als das Fest schon im Gange war. Er hatte einen blauen Anzug an, behalm sich unsicher, irrte umher und erschien

allen, die bereits von ausgelassener Fröhlichkeit waren, wie der reine Tor, ein Parsifal vor der Aufklärung. Unglücklicherweise konnte Hitler nicht tanzen, schlimmer noch, er verachtete diesen unschuldigen Brauch, zu zweit das Glück auf Zeit zu geniessen. «Österreicher sind sehnsüchtige Menschen», sagte Hitler wiederholt; er war davon besessen, aber die eigentlichen Sehnsüchte waren für ihn «nicht von dieser Welt». Denn welcher Österreicher würde beim Walzertanz nicht seine Erfüllung finden, auf dem Tanzboden und hinterher auf einem anderen «Boden»! Hierin war Hitler kein Österreicher. Gregor Strasser sagte einmal: «Hitler ist weit- und wirklichkeitsfremd. Er ist Genie und Körper; aber den kasteit er unentwegt: er raucht nicht, er trinkt nicht, er isst nur Grünzeug, und er fasst keine Frau an. Wie soll man ihm da Menschenkenntnis beibringen?»

Gregor Strasser war beim «Schwabinger Künstlerfest» der Hoffmanns nicht dabei; aber er hat Hitlers Verhalten inmitten dieses privaten Festes genauestens nachgezeichnet, einschliesslich der Folgen des besonderen Ereignisses. Hitler, der Spätgekommene, wanderte mit verschränkten Armen durch die Räume, bestaunte die tolle Dekoration, lugte scheu nach den bildhübschen Mädchen, wehrte sich gegen die Haremsstimmung, die ihn rings umgab und geriet unversehens unter den Mistelzweig, ohne zu ahnen, in welcher süsse Falle er da geraten war.

Else, ein Fotomodell der Manoli-Zigarette, rassig vom Scheitel bis zur Zehenspitze, eine leidenschaftliche Csardas-Tänzerin der zwanziger Jahre, in ein hautenges Kleid mit tiefem Dekolleté gegossen, gertenschlank, das pechschwarze, glänzende Haar kurz geschoren, darunter Augen voller Lüste und einen üppigen Mund, sah Hitler unterm Mistelzweig, erkannte ihre Chance, stürmte auf ihn zu, nahm sein Gesicht in ihre beiden Hände und küsste seinen Rednermund stürmisch und anhaltend, denn der Geküsste wehrte sich keineswegs, er wurde nur rot und schien nicht zu wissen, wie und was ihm geschah. Als Else von ihm abliess, verneigte er sich förmlich; sie kehrte wie eine Siegerin in

ihren Kreis zurück, drehte sich um und sah keinen Hitler mehr. Wie von einem Taumel erwacht, rannte Hitler zum Ausgang, zog seinen Mantel an, ergriff seine Reitpeitsche und eilte in die schneebedeckten Strassen Münchens hinaus, sich selbst oder das Mistelzweig-Glück suchend, das ihm von einer Zauberfee widerfahren war.

Der erste April



Hitlers Einzug in Berlin

Kampfzeit

Eine fatale Karikatur

Hitler sammelte früh alle Karikaturen über sich. Als er auf der Festung Landsberg einsass, brachte ihm Dr. Ernst Hanfstaengl jene von Th. Th. Heine aus dem «Simplicissimus» des 1. April 1924: Hitler reitet darauf hoch zu Ross – natürlich auf einem «Kaiser»-Schimmel – wie ein Imperator durch das Brandenburger Tor von Berlin, die Zügel fest mit der linken Hand an die Brust gepresst, in der Rechten den Marschallstab. Reichspräsident Friedrich Ebert führt das Pferd des Siegers mit todernter Gebärde wie ein gefangener General vor dem Triumphwagen des Caesar im antiken Rom.

Eine Walküre bläst die Fanfare, ein Ritter mit Kreuz und Adlerhelm trägt die Fahne, ein Engel hält den Lorbeerkranz über das Haupt Hitlers, dahinter weht die Hakenkreuzfahne im Aufwind.

Ein kleiner, dicklicher Herr, offensichtlich ein Jude, hatte sich an Hitlers Pferd herangemacht, aber nicht mit dem gezückten Schwert eines berittenen Wächters gerechnet. Dieser hält den von ihm bereits zu Boden gedrückten Konterrevolutionär eisern fest, blickt zum Führer auf, als würde er fragen: «Soll ich ihn gleich erledigen?» und lässt an seiner Entschlusskraft keinerlei Zweifel aufkommen.

Hitler sah sich in seinem geräumigen Gefängniszimmer die Karikatur lange an; alle wussten, dass er im «Simplicissimus» den Juden Th. Th. Heine am meisten schätzte; dann sagte er beziehungsweise: «Das ist als Aprilscherz gemeint, aber so wird es in zehn Jahren in Berlin und in Deutschland zugehen.» Adolf Hitler hatte sich nur um ein Jahr geirrt.

Freund Isi

Eines Tages – 1925 – sassen Hitler und Hoffmann allein im Café Heck, München. Da kam ein Ehepaar mit drei Kindern und nahm am Nebentisch Platz. Plötzlich stand der Mann auf und ging freu-

destrahlend auf Heinrich Hoffmann zu, ihn herzlich begrüssend. «Das ist Isi, mein Schulfreund aus Regensburg», sagte Hoffmann zu Hitler, der dem Ankömmling die Hand reichte, aber gleich merkte, dass er Jude war. Hoffmann liess Hitler für eine Weile allein, setzte sich zu Isis Familie und tauschte Jugenderinnerungen aus. Schliesslich verabschiedete er sich wieder mit ein paar freundlichen Worten und kehrte zu Hitler zurück.

«Was hatten Sie denn mit dem zu tun?» forschte dieser. «Das war mein Waffenlieferant», antwortete Hoffmann. «Seit wann sind Sie eine kriegerische Natur?», fragte Hitler ironisch. «Ich war es in meiner Jugend», entgegnete Hoffmann. «Wir waren in Regensburg ein kleines Häufchen evangelischer Schüler, gegen uns stand eine katholische Übermacht. Es handelte sich hier um eine Art Urfehde der beiden Konfessionen, die bis auf den Dreissigjährigen Krieg zurückreichte. Der Jude Isi nahm mit uns am evangelischen Religionsunterricht teil. Seine Eltern baten meine Mutter, dass ich auf ihren Sprössling aufpassen, ihn in Schutz nehmen sollte bei den üblichen Raufereien. Das tat ich, und täglich lieferte ich meinen Schützling wohlbehalten bei seinen Eltern ab. Zum Dank dafür durfte ich mir aus dem Waffenarsenal seines Vaters Säbel, Helme und Schilder entleihen. Isis Vater besass im nahen Stadtamthof eine Schrotthandlung.» Hitler hatte Vergnügen an dem Erzählten und wollte noch mehr hören. Da stand Hoffmanns Schulfreund Isi wieder vor dem Tisch, legte Hitler ein paar Postkarten mit dessen Bild vor und bat ihn um ein Autogramm. Hitler unterzeichnete jede einzelne Karte, und Isi bedankte sich freudestrahlend. Daraufhin verliess die Regensburger Judenfamilie das Lokal.

Hitler lächelte und sagte sarkastisch: «Wenn Sie noch mehr von solchen jüdischen Freunden haben, Hoffmann, können wir ja das nächste Mal gleich in der Synagoge Kaffee trinken.»

Der «Deserteur von Oberammergau»

Im Schwabinger Café «Grössenwahn» ging oft ein Mann von Tisch zu Tisch und bot seine guten Dienste als Graphologe an. Allgemein wurde behauptet, dass er davon wirklich etwas verstehe. Die Gäste des Cafés, meist Künstler, nannten ihn wegen seiner langen Haare und seines verwilderten Bartes «Deserteur von Oberammergau».

Als er eines Tages wieder im «Grössenwahn» seine Runde machte, juckte es einen «Alten Kämpfer» der NSDAP, der zufällig einen Brief Hitlers bei sich trug, ihn dem Graphologen mit der Bitte um ein Gutachten zu zeigen. Die Unterschrift hatte er vorher verdeckt. Der «Deserteur von Oberammergau» setzte sich sofort an einen Tisch und studierte die Schriftzüge eingehend. Dann sagte er zum Auftraggeber: «Sie wollen von mir keine Schönfärberei verlangen. Ich kenne den Schreiber nicht, weiss auch nicht, in welcher Beziehung Sie zu ihm stehen. Ich werde Ihnen also ein umfassendes Charakterbild geben.» Der «alte Kämpfer» nickte zustimmend.

Der Schriftdeuter holte tief Atem. Mit dem rechten Zeigefinger tippte er auf einzelne Buchstaben und sagte bestimmt: «Ein Mensch mit vielseitiger Begabung, eigenwillig, ich-betont, feige ...» Da widersprach der Freund Hitlers heftig: «Sie, mein Lieber, der Mann, den Sie da einfach feige nennen, hat einen geradezu sprichwörtlichen Mut. Ich möchte sagen, Mut ist seine hervorstechendste Charaktereigenschaft. Mir scheint, mit Ihrer Graphologie ist es nicht weit her.»

«Mut ist Angst, nicht feige zu erscheinen», erklärte der Schriftdeuter mit wissendem Lächeln. Darauf der andere: «Unsinn, was Sie da schwatzen!» «Sie brauchen mir nichts zu zahlen», rief der Graphologe heftig aus, «ich deute Ihnen die Schrift kostenlos, weil Sie den Betreffenden ganz falsch einschätzen.» Sich seiner Sache ganz sicher, klopfte er mit seinem Zeigefinger auf einzelne Buchstaben und erklärte apodiktisch: «Da, genial veranlagt – da, verbildet, – da, Hang zum Überdimensionalen, – da, Neigung zum Grössenwahn!» Wütend schaute sich der Graphologe nach

allen Gästen um und verliess hochehobenen Hauptes das Café «Grössenwahn». Der «alte Kämpfer» folgte ihm nach einiger Zeit, sichtlich nachdenklich und irritiert.

Zwei Jahre später stand der «Deserteur von Oberammergau» in der Empfangshalle des Hotels «Deutscher Hof» anlässlich des Parteitages in Nürnberg mit einem Empfehlungsschreiben des Reichsführeres Heinrich Himmler für Hitler. Inzwischen war der Graphologe noch «germanischer» geworden: Zum wallenden Haar und Rauschebart trug er ein härenes Gewand über seinem hageren Leib und Sandalen an den Füßen. Selbst der Wanderstab fehlte nicht – ein Pilger aus den Wäldern vor den Pforten des Reichsparteitages, nach dem «Führer» verlangend.

Seit jenem Ereignis im Café «Grössenwahn» war es dem Graphologen gelungen, Himmler von seiner «Sendung» zu überzeugen. Er hatte dem Obersten SS-Führer ein Manuskript über Runenforschung und altes Brauchtum übergeben, verbunden mit vielen Argumenten, das Deutschtum aus den geheiligten Quellen der Vorzeit zu erneuern.

Ein Hoteldiener hatte inzwischen das Empfehlungsschreiben des sonderbaren Mannes in Hitlers Vorzimmer gebracht. Eine Sekretärin nahm es in Empfang und überbrachte es Hitler. Dieser beauftragte sie, sich den Mann einmal anzusehen. Das geschah. Zurückgekehrt berichtete sie Hitler von dem «unmöglichen» Aussehen des Bittstellers.

Daraufhin musste die Sekretärin ein silbernes Tablett mit einer grossen Schere in die Hand nehmen und dem «Deserteur von Oberammergau» wörtlich bestellen: «Der Führer ist bereit, Sie zu empfangen, nur müssen Sie sich vorher Ihre Haare schneiden!» Enttäuscht wandte sich der Mann aus dem Café «Grössenwahn» ab und tauchte nie wieder inmitten der neuen Gesellschaft auf. Denn beim Abendessen verlangte Hitler von Himmler: «In Zukunft verschonen Sie mich bitte mit derartigen Wotansbrüdern!»

Juden, Chinesen und ein Prinz

An Hitlers Stammtisch im Café Heck verkehrte auch Baron Reichel, ein ausgezeichneter Graphiker, witziger Plauderer und Weltmann dazu. Ausserdem verfügte er über gute Beziehungen zum bayerischen Königshaus. Durch ihn lernte Hitler einen Prinzen kennen, der ihm einmal folgenden nicht alltäglichen Vorschlag zur Lösung der Judenfrage machte.

«Die Chinesen», erklärte der Wittelsbacher, «sind ein geschäftstüchtiges Volk. Wir Deutsche sollten den Mut haben, dreissigtausend von ihnen einwandern zu lassen. Über kurz oder lang würden die Chinesen den Juden den Rang ablaufen. Gegen ihre merkantile Gewandtheit und Schläue wären selbst die Juden Waisenkinder; sie würden sich gegen die chinesische Konkurrenz nicht behaupten können, klein begeben und Deutschland freiwillig verlassen.»

«Ihr Vorschlag ist sehr einleuchtend, Königliche Hoheit», meinte Hitler, «nur bitte ich Sie, mir eine Frage zu beantworten. Wie bringe ich nachher die dreissigtausend Chinesen wieder los?» Die Frage blieb im Raume stehen. Darüber mokierte sich unauffällig ein anderer Teilnehmer dieser Stammtischrunde, Heinrich Himmler. Er gehörte bereits zur Partei, war Diplomlandwirt und Besitzer einer Hühnerfarm, in der er mit Erfolg eine nicht flugfähige Rasse züchtete. «Dieser Mensch ist spießbürgerlich und hinterlistig. Mangelnde Begabung ersetzt er durch devotes Benehmen. Sein betonter Idealismus, sein Gefasel von Rasse und Urgermanentum machen ihn mir ausgesprochen unsympathisch», charakterisierte der SA-Chef seinen späteren Rivalen.

«Putzi, mein Spielmann»

«Kinder und Musik schenken mir neue Kraft», pflegte Hitler zu sagen. War er – meist nach Mitternacht – inmitten der Strapazen seiner Wahlreisen erschöpft im Hotel angekommen, so musste

sich Dr. Ernst Hanfstaengl für den Führer «opfern». Während der grössere Teil der Hitler-Mannschaft noch ein Bier trank und rauchte, zogen sich der Redner und «sein Spielmann» ins Klavierzimmer des Hotels zurück. Da musste selbst Hitler manchmal betteln, er tat es auch mit Hingabe, auf dass «Putzi» ihm aufspielte. Hanfstaengl war ja genauso müde wie die anderen, aber so gut wie immer erfüllte er Hitlers Wunsch. Der Spielmann setzte sich ans Klavier, und der Parteiführer legte sich rücklings auf eine Bank.

Ohne Noten spielte Hanfstaengl grosse Meister von Bach über Bruckner bis zu Richard Wagner. «Putzi» kannte gerade von Bayreuth her Hitlers Lieblingsmelodien aus den «Meistersingern», aus «Tristan und Isolde» sowie aus anderen Werken. Zwischen durch hob der Zuhörer seinen Arm zum Zeichen dafür, dass er nicht eingeschlafen, sondern wacher und frischer geworden war.

Die Kaiser des Mittelalters hatten ihren «Spielmann» zum Zeitvertreib. Die Langeweile war Dauergast in den Pfalzen und Burgen. Hitler vergass bei der Musik «seines Spielmanns» sogar seinen Beruf, die Politik. Die Musik zerstreute ihn nicht, sie sammelte vielmehr seine Kräfte; dafür dankte er «Putzi, seinem Spielmann».

Hitler auf Spendenfahrt

Hitler und mit ihm Freunde, Gegner und Feinde wussten, dass im Jahre 1932 die Entscheidung über Sein oder Nichtsein der Weimarer Republik fallen werde. Die Parteien der bürgerlichen Mitte waren in den wahrhaft mörderischen Wahlkämpfen aufgerieben worden. Nur noch das Zentrum hatte sich behauptet, sonst gab es nur die Alternative: hie rechts, hie links. Die NSDAP war längst zur stärksten Partei geworden; sie hatte Aussicht, mit den Resten der bürgerlichen Parteien eine Koalition zu bilden, ein Vorteil, den es im linken Lager nicht gab.

Denn die SPD war nicht bereit, mit der drittstärksten Partei, den Kommunisten, eine Regierung auf die Beine zu bringen, zumal Reichspräsident Paul von Hindenburg niemals seine Unterschrift dazu gegeben hätte. Andererseits konnten die Reichskanzler Brüning, von Papen und von Schleicher nicht länger mit Hilfe des Artikels 48 der Weimarer Verfassung in Notverordnungen weiterregieren.

«Wie lange brauchen Sie, um eine Reise von ungefähr 14 Tagen vorzubereiten?» fragte Hitler seinen Fahrer Schreck. «In einer Stunde bin ich mit allem fertig», erklärte dieser. Vorher war im «Braunen Haus» diese grösste und erfolgreichste Spendenfahrt Hitlers sorgfältig vorbereitet worden. «Man muss der Zeit entgegen-eilen», hatte Hitler seinem engsten Stab auseinandergesetzt. «Ich will die Macht, und ich werde mein Ziel erreichen. Als erstes gilt es, die Finanzwelt zu mobilisieren. Dann kann ich Deutschland aus den Angeln heben.»

Die erste Etappe dieser Spendenfahrt war Thüringen, das bereits eine nationalsozialistische Landesregierung hatte. Der dortige Gauleiter vermochte mühelos finanzkräftige Persönlichkeiten der Industrie und der Bankwelt zu mobilisieren. Hitler hielt vor diesen Kreisen keine seiner üblichen Wahlreden. Er stellte sich vielmehr glaubwürdig als die einzige Alternative gegen die Bolschewisierung des Reiches vor. Das war keine «Masche», sondern galt in den Augen der Konservativen, der Nationalen und der Liberalen längst als klare Realität. Den eigentlichen Durchbruch bei der Geldaristokratie erzielte Hitler mit Hilfe des Grossindustriellen Emil Kirdorf. Er trommelte den Industrie-Adel des Ruhrgebietes zusammen, zu dem er selbst gehörte. Die Veranstaltung, die Kirdorf in Düsseldorf organisierte, wurde ein voller Erfolg zugunsten der leeren Parteikassen Hitlers. Nach der Machtübernahme zeichnete der Reichskanzler in dankbarer Würdigung seiner Verdienste Emil Kirdorf mit dem Adlerschild des Deutschen Reiches aus. Nach München zurückgekehrt, erklärte Hitler seinem engsten Mitarbeiter Rudolf Hess: «Es ist soweit. Was die Massen unseres Volkes schon lange wissen, haben nunmehr auch

unsere Grosskopfen begriffen: «Alle Macht für Hitler, auf dass Deutschland endlich wieder auferstehe!»

Wie «Sekundanten eines Boxers»

Hitler hatte in seinem schwersten Kampfsjahr – 1932 – mehr Reden gehalten, als das Jahr Tage hat, nämlich 369. Philipp Bouhler wurde nach der Machtergreifung mit der Sammlung und der systematischen Auswertung dieser Reden beauftragt. Hitler hatte die Absicht, über die Ereignisse von 1932 ein Buch zu schreiben. Wie viele seiner Pläne wurde auch dieser nicht verwirklicht.

Heinrich Hoffmann war einer der ständigen Begleiter Hitlers bei dessen Wahlflügen 1932. Hitler sprach fast täglich zwei- bis dreimal. Natürlich wiederholte er sich hierbei gleichsam am laufenden Band. Die Zuhörer wechselten von Kundgebung zu Kundgebung, seine Begleit-Mannschaft hingegen hörte so gut wie immer das gleiche aus Hitlers Mund. «Das war beinahe unerträglich für uns», stellte Hoffmann fest. «Eigentlich waren wir nichts anderes als die Sekundanten eines Boxers, voll damit beschäftigt, Hitler zwischen seinen Rede-Runden wieder fit zu machen», lautete Hoffmanns Fazit dieser Wahlflüge des Jahres 1932.

Das gutgemeinte «Danaergeschenk»

Ein seltenes Vergnügen Hitlers, des Natur- und Tierfreundes, bestand darin, mit seinem Fernglas vom Berghof aus zwei Adler zu beobachten, wie sie über dem Obersalzberg ihre adeligen Kreise zogen. Eines Tages sah er zu seinem Entsetzen, dass nur noch ein Adler in den Lüften war. Diese Einsamkeit des königlichen Tieres blieb tage- und wochenlang zwischen Wolken und Gebirge

erhalten. Hitler war enttäuscht, besorgt, er vermochte sich diese Vereinzelnung nicht zu erklären. Er befragte seine Anrainer, die Bergbauern, dann die Jäger; niemand wusste eine schlüssige Erklärung über das Ausbleiben des zweiten Adlers.

Mehrere Wochen später fuhr Hitler wieder von München auf seinen Obersalzberg. Plötzlich bemerkte er ein entgegenkommendes Auto, das im Fond einen ausgestopften Adler mit ausgebreiteten Flügeln mit sich führte. «Schaub», rief er erregt seinem Adjutanten zu, «Sie müssen unbedingt herausbringen, wer diesen Adler geschossen hat und wem er geliefert wird. Auch der Empfänger soll empfindlich bestraft werden.»

Drei Tage später klärte sich dieser Vorfall ohne Zutun des Adjutanten auf. Als Hitler in seine Wohnung Prinzregentenstrasse 16 kam, erzählte ihm seine Haushälterin, Frau Winter, freudestrahlend: «Sehen Sie mal, Herr Hitler, welch ein seltenes Geschenk man Ihnen da gebracht hat!» Sie zeigte dem leidenschaftlichen Nicht-Jäger den ausgestopften Adler seines Obersalzberges, dessen Paarflug ihm so oft eine königliche Freude bereitet hatte.

«Und sehen Sie mal, Herr Hitler, welch eine reizende Widmung diesem kostbaren Geschenk auf Holz eingebraunt beigelegt ist!»

Der Beschenkte las mit sichtlicher Beklommenheit: «Unserem geliebten Führer Adolf Hitler, dem Mitglied der Ortsgruppe der NSDAP von Berchtesgaden, herzlichst zugeeignet.»

Es ist das Pech der meisten Diktatoren, den besonderen Herzschlag ihrer Mitmenschen nicht nach vollziehen zu können. Die Berchtesgadener Parteigenossen hatten es gut gemeint; sie wussten nur nichts von einem «Danaergeschenk», einfach deshalb, weil sie zuwenig von ihrem Führer wussten.

Der Reichskanzler

Oswald Spengler und Adolf Hitler

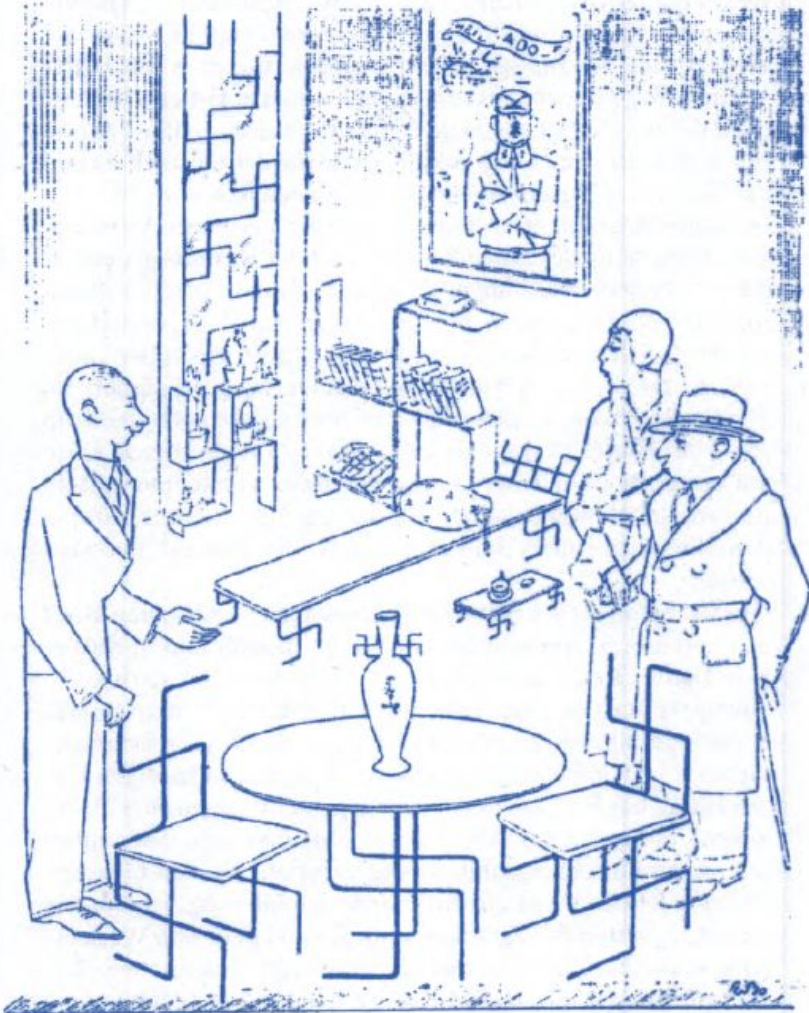
Der Schöpfer der «Morphologie der Weltgeschichte», Oswald Spengler, wohnte seit 1911 als Privatgelehrter in München, Agnesstrasse 54. Im Salon Bruckmann lernte er Adolf Hitler kennen. Frau Bruckmann war eine Gönnerin Hitlers. In ihrer «Schule» lernte der ehemalige Frontsoldat die guten Manieren, den weltmännischen Schliff, die Rolle des Gastgebers und die Kunst, das Dasein zu einem Fest zu machen.

Im Salon Bruckmann trafen sich also der berühmte Verfasser des «Untergang des Abendlandes» und der revolutionäre Putschist. Trotz mehrstündiger Diskussion kamen sich der Philosoph und der Politiker nicht näher. Jener war als Wissenschaftler ein Zweifler, dieser als Stifter einer Ideologie voller Gläubigkeit. Die beiden Schlussthesen des Geistesgeschichtlers im «Untergang» von der «Heraufkunft des Caesarismus» und vom «Sieg des Blutes» hatten Hitler fasziniert. Fraglos bezog er sie auf seine Mission. Aber Oswald Spengler vermochte in dem jungen Revolutionär keinen Caesar auszumachen, der durch den «Sieg des Blutes» die «Herrschaft des Geldes» beenden würde.

Oswald Spengler schrieb dem Reichskanzler 1934 einen Brief u.a. mit dieser lapidaren Feststellung: «In zehn Jahren wird es kein Drittes Reich mehr geben.» Oswald Spengler starb 1936. Spenglers Brief machte Hitler nicht nachdenklich, marschierte er doch gerade von Erfolg zu Erfolg. Zu den beiden Schirachs sagte er: «Ich habe während unserer langen seinerzeitigen Unterredung bei Bruckmanns oftmals gemeint, Spenglers Pessimismus raube mir den Atem. Ich konnte ihm nicht mehr zuhören, seine Untergangsphilosophie zersetzte meinen Glauben wie eine Säure. Er ist ein alter Herr, ich bin jung, ich bin der Anfang inmitten des Zusammenbruchs, in dem sein Werk erschienen ist. Während er mir schriftlich das Ende meines Reiches prophezeit, bin ich erfolgreich dabei, unsere Niederlage von 1918 in den endgültigen Sieg unseres Volkes zu verwandeln!»

Ein wirklich nationales Weihnachtsgeschenk —

(A. Pöchel)



dies Zimmer im Adolf-Hiller-Stil.

Der Reichstag brennt

Am 27. Februar 1933 hatten Joseph und Magda Goebbels Hitler und Hoffmann zum Abendessen eingeladen. Es gab ein fleischloses Essen, aber neben Gemüse und Salaten auch Fisch. Hitler bat, ihm ein paar Eier zu servieren. Da sagte die Gastgeberin: «Ich glaubte, Sie essen Fisch, mein Führer. Fisch ist doch kein Fleisch!» Darauf Hitler: «Ihrer Meinung nach, liebe Magda, ist der Fisch also eine Pflanze?» In diesem Augenblick läutete das Telefon. Goebbels meldete sich: «Ach Sie, Herr Hanfstaengl. Was gibt es? Wie ... ? Das kann ich nicht glauben. Einen Moment, ich gebe Ihnen den Führer persönlich.»

«Was ist los, Hanfstaengl!» fragte Hitler. «Na, hören Sie auf! Leiden Sie an Halluzinationen? Oder haben Sie zuviel Whisky getrunken? – Was – Sie sehen die Flammen von Ihrem Zimmer aus?» Hitler wandte sich an die Tischgesellschaft: «Hanfstaengl behauptet, dass der Reichstag brennt.» Alle sahen zum Fenster hinaus, tatsächlich war der Himmel über dem Tiergarten feuerrot. Mit dem Ausruf «Das waren die Kommunisten, jetzt wird durchgegriffen, ich muss sofort weg», knallte Hitler den Hörer auf die Gabel und fuhr mit den beiden Männern zum Reichstag.

Göring war bereits da und verhörte einen «Verdächtigen». Hitler besichtigte die ausgebrannten Räume und meinte wegwerfend: «Nicht schade um diese Quatschbude.» Die Feuerwehren hatten inzwischen das Feuer unter Kontrolle.

Um Mitternacht fuhr Hitler in die Berliner Redaktion des «Völkischen Beobachters», Hoffmann begleitete ihn. Der Schriftleiter vom Dienst war gerade beim Umbruch und schrieb mit fliegender Feder einen Bericht über den Reichstagsbrand, der seiner Meinung nach in den Lokalteil eingerückt werden sollte. Hitler fuhr ihn wütend an: «Ein solches Ereignis gehört auf die erste Seite! Das müsste Ihnen Ihr journalistisches Fingerspitzengefühl doch sagen!»

Hauptschriftleiter Weiss, Hauptmann a. D., wurde aus dem Bett

geholt. Hitler zu ihm: «Hoffentlich haben Sie als Hauptmann mehr Verantwortungsgefühl gehabt! Ihr Leitartikel müsste schon längst durch die Rotationsmaschine laufen. Man kann nur sagen: «Triumph der Unfähigkeit.» Hitler warf Trenchcoat, Velourshut und Peitsche auf einen Stuhl, ging zum Stehpult und schrieb mühelos den Leitartikel selbst. Erst in den Morgenstunden, als Hitler die druckfeuchten Exemplare des «VB» in der Hand hielt, verliess er die Druckerei.

Hitler hatte in seinem Artikel schwerwiegende Massnahmen gegen die Kommunisten angekündigt. Wenige Stunden später wurde die KPD aufgelöst, ihre Führer verhaftet und das Liebknechthaus beschlagnahmt. Der bald folgende Reichstagsprozess widerlegte Hitlers «Anklage». Er endete mit einem Freispruch der beiden Hauptangeklagten der KPD, G. M. Dimitrows und E. Torglers.

Inzwischen ist auch die Gegenlüge, wonach Hitler und Genossen den Reichstagsbrand angeordnet haben sollen, schlüssig widerlegt. Es gab und es gibt nur einen Täter und keine Hintermänner: der Niederländer Marinus van der Lubbe hat den Brand gelegt.

Hitlers katholische Partner

Martin Bormann führte einen Kleinkrieg gegen die römische Kirche. So liess er, voran in Bayern, die Kruzifixe aus den Schulen entfernen. Ferner hatte er angeordnet, in den Klöstern nach einer bestimmten Literatur zu fahnden und sie zu einer grossangelegten antiklerikalen Bibliothek zusammenzufassen. Darüber hinaus hatte Bormann alle erreichbaren Prozess-Akten gegen Mönche gesammelt und in einem Buch zusammengestellt. Dagegen protestierte Kardinal Faulhaber persönlich bei Hitler, dieser lud ihn sofort zu einer Aussprache auf den Obersalzberg ein. Das Gespräch fand in einer so guten Atmosphäre statt, weil Hitler dem Kardinal verbindlich zusagte, das gehässige Buch über die Pro-

zess-Akten gegen Mönche einstampfen zu lassen. Das geschah. Hitler tat noch mehr: er liess die Kruzifix- und die anderen antiklerikalen Aktionen Martin Bormanns umgehend stoppen.

Nach Bereinigung dieser Zwischenfälle konnte Hitler seine guten Kontakte zu geistlichen Würdenträgern fortsetzen. Mit dem Benediktiner-Abt Albanus Schachleitner verband ihn ein besonders herzliches Verhältnis. Er war seit 1908 der Abt von St. Emmaus in Prag und dazu ein bedeutender Prediger wie Theologe. Die antideutsche tschechoslowakische Republik von 1918 verhaftete den deutschbewussten Abt dreimal. Eine systematische Hetze gegen ihn war damit verbunden. 1920 zog Schachleitner die Konsequenzen: er verliess mit seinen Ordensbrüdern Prag, ging zuerst nach St. Florian bei Linz und dann endgültig nach München. Hier lernte er Hitler kennen; denn der Abt bekannte sich bereits infolge seiner üblen Auslandserfahrungen seit 1926 zur NSDAP. Daraufhin setzten kirchlich-orthodoxe Kreise Schachleitners Suspendierung als Priester durch. Als Hitler 1933 zur Macht gekommen war, hob der Vatikan sein Verdikt auf. Der Abt konnte seine Priester-Pflichten wieder frei ausüben.

Auch mit dem Abt des Klosters Maria Laach, das Konrad Adenauer vorübergehend als Zufluchtsort gedient hatte, unterhielt sich Hitler öfters, desgleichen mit dem Prior des fränkischen Klosters Banz. Er war in den ehemaligen deutschen Schutzgebieten Missionar gewesen, hatte Welterfahrung, besass umfassende Kenntnisse und wusste sie ausserdem fesselnd wiederzugeben. Nach einem Besuch in Banz sagte Hitler: «Die Kirche schickt ihre klügsten Köpfe ins Ausland, wir unsere dümmsten!»

Hitler als Autofahrer und Propagandist

Hitler machte gerne Autoausflüge. Obwohl er grossen Wert darauf legte, unerkannt zu bleiben, glückte ihm dies so gut wie nie. Fuhr er mit seiner Begleitung durch ein Dorf, genügte es, dass einer der Bewohner Hitler erkannt hatte. Sofort wurden sämtliche Nachbardörfer fernmündlich benachrichtigt: «Der Führer kommt bei Euch durch!» Fuhr der Hitler-Wagen durch eines dieser Dörfer, so waren die Häuser beflaggt, und die Menschen standen Spalier. In Württemberg bat eine 90jährige Mutter und Grossmutter ihre Enkel, sie möchten ihr auf die Strasse helfen, sie stützen, da sie ja nicht mehr gutstehen könne, aber sie möchte im Spalier endlich Adolf Hitler sehen. Natürlich erfüllte man ihren Wunsch, und Hitler erfüllte ihn desgleichen, ohne die tiefe, letzte Sehnsucht der Greisin zu kennen; sie sah ihn, wenngleich nur für ein paar Augenblicke, aber Mütterchen strahlte und sagte: «Jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe den Führer gesehen!»

Oftmals warfen die Frauen Blumen ins Führerauto; später wurde dieser Brauch verboten, weil es Verletzungen gab. Als Hitler Reichskanzler geworden war, vermutete man in Blumensträssen getarnte Bomben, daher wurde das Verbot verschärft. Aber Hitlers Privat- und Urlaubsfahrten waren meist ein einziger Triumphzug. Jener amerikanische Journalist, der nach 1945 schrieb: «Die Wahrheit lautet, dass die Deutschen noch niemals einen Kaiser und Reichskanzler mehr liebten als ihren Führer Adolf Hitler», drückte den Sachverhalt im Sinne des Verhaltens der grossen Mehrheit objektiv und sachgemäss aus.

Einmal stand in einem Dorf ein Friseur vor seinem Laden; er war gerade dabei, einen Kunden zu rasieren, dessen eine Gesichtshälfte noch voller Rasierschaum war. Plötzlich nahte der Führerwagen, der Friseur hörte auf, sein Handwerk fortzusetzen, dafür grüsste er Hitler mit seiner erhobenen Rechten, in deren Fingern das Rasiermesser – gefährlich-freundlich – seine Begeisterung noch überhöhte. Aber auch der Kunde war nicht faul: er riss sich

den weissen Umhang vom Hals, achtete keinen Augenblick darauf, dass er erst halbwegs rasiert war, und winkte Hitler mit dem Friseur-Laken begeistert nach.

Ein anderes Mal kam Hitlers Wagen unbemerkt durch eine Kleinstadt. Plötzlich sahen die Insassen, dass ein Motorradfahrer ihnen dicht auf den Fersen blieb. Als sie die Ortschaft hinter sich hatten, liess sich der Nachfahrer noch immer nicht abhängen. Da befahl Hitler seinem Fahrer zu halten, damit es keinen Unfall gebe. Das Paar auf dem Motorrad – es waren Bruder und Schwester – strahlte, es bat um ein Autogramm. Natürlich überreichte er den jungen Leuten sein Bild mit Unterschrift. Dann wurde der Bruder verlegen: er habe Hitlers Wagen so zügig verfolgt, dass sein Tank ratzekahl leer sei, ob ihnen der Führer nicht mit etwas Benzin aushelfen könne. Natürlich bekam das junge Geschwisterpaar beides, Sprit und Autogramm. Es bedankte sich freudestrahlend. Nun sollten die beiden Hitler gar versprechen, diese Begegnung für sich zu behalten. Hier wusste der alte Propagandist wohl selbst am besten, dass er etwas Unmögliches verlangte.

Wollte Hitler ganz unerkannt bleiben, so setzte er sich in Hoffmanns Wagen, obgleich er zu dessen Fahrkunst kein sehr grosses Zutrauen hatte. Wenn er dann wieder ausstieg, sagte er mit steter Regelmässigkeit: «Gott sei Dank, wieder einmal einer Gefahr entronnen!»

Ein besonderer Propagandatrick Hitlers bestand in der Kampfzeit darin, mit Zehner-Packungen von «R6»-Zigaretten zu werben. Der erklärte Nichtraucher «missbrauchte» das Nikotin für seine Zwecke, freilich auf besondere Weise. Vor Antritt der Reise liess er einige hundert Stück dieser Zehner-Packungen kaufen, wechselte etliche Geldscheine in Ein- und Zweimarkstücke und steckte während der Fahrt je eine Münze in eine Packung. Sah er auf den Strassen Bauarbeiter oder überholte sein Wagen wandernde Handwerksburschen, deren es seit Ausbruch der Gross-Arbeitslosigkeit sehr viele gab, so warf er diesen die mit einem kleinen Geldstück gespickten Zigarettenpackungen auf der Strasse zu. Er hielt diese Art von Propaganda für sehr wirkungsvoll. Seine Be-

gründung lautete: «Sehen Sie, meine Herren, die Leute kennen mich und meinen Wagen. Wer fährt heute schon einen Mercedes-Benz mit Kompressor! Die Arbeiter und Handwerksburschen werden sich gewiss gern an die kleine Episode auf der Landstrasse erinnern und in den Herbergen und Gasthäusern davon erzählen. Gleichzeitig bekämpfe ich auf diese Weise die Autofeindlichkeit des kleinen Mannes.»

Ein Schlagabtausch

Hitler war die längste Zeit seines Lebens ein Lernender. Seine mangelhafte Schulbildung zwang ihn, sein unheimlicher Wissensdurst trieb ihn und sein Sendungsbewusstsein beflügelte ihn dazu. Er konnte zuhören, vertrug Kritik und Widerspruch, liess sich belehren, duldet andere Meinungen, ging in sich, grübelte und meditierte, er war viele Jahrzehnte ein Hörer der Hochschule des Lebens. Dafür gibt es unzählige Belege; am eindrucksvollsten hierfür sind die Aufzeichnungen von Otto Wagener, der als Stabschef der SA ab 1929 bis Juni 1933 in Hitlers nächster Nähe war. Die beiden haben diskutiert, sich wechselseitig Meinung und Urteil erarbeitet und danach gehandelt. Nichts stand von vornherein fest. Der lernende Hitler war noch kein unbelehrbarer Ideologe, und Wagener, der Offizier, der Wissenschaftler, der finanziell Unabhängige, besass fundiertes Wissen und vielfältige Berufserfahrung. Nach einer eingehenden Diskussion über Wirtschaftsfragen und über künftige Sozialpolitik bedankte sich Hitler so: «Herr Wagener, ich habe wieder neuen Boden unter meinen Füßen.»

Im Juni 1933 fiel der einstige Berater und uneigennützig Mitarbeiter bei Hitler in Ungnade. Dieses Zerwürfnis markiert die Wende im Leben des Reichskanzlers, deren Kern Goethes Wort offenlegt: «Dem Fertigen ist nichts recht zu machen, ein Werden der wird immer dankbar sein.» Die Macht und die Erfolge haben

Hitler zu einem «Fertigen» gemacht, als Ideologen und als Führer. Er duldete in seiner engsten Umgebung nur noch Gefolgschaft, weder eine andere Meinung noch gar eine andere Richtung.

Trotzdem wäre es falsch, diese Feststellung absolut zu setzen, sie ist grundsätzlich richtig, das heisst, Ausnahmen sind immer wieder möglich geworden, freilich nur bei Männern der ersten Stunde. Einer davon war der Leibphotograph Heinrich Hoffmann. Eines Tages – es war bereits Krieg – zeigte er Hitler seine neuesten Aufnahmen. Dieser sah sie an und meinte dann: «Hoffmann, Sie photographieren nicht mehr so gut wie früher.» Darauf lachte der Kritisierte und schlug zurück: «Ich fürchte, Sie regieren auch nicht mehr so gut wie früher!» Hitler nahm diesen kleinen Schlagabtausch schweigend hin. Denn im Krieg hatte er seine monolithische Selbstsicherheit eingebüsst. Ahnungsvoll sprach er zu Beginn des Krieges von jenem Tor, das er aufgestossen habe und von dem niemand sagen könne, wohin es führe. Hitler wusste es selbst nicht mehr sicher, und Hoffmanns blitzschnelle Antwort traf so ins Schwarze.

Der Mord an Freunden

Der Stabschef der SA, Ernst Röhm, war Trauzeuge der Schirachs und Duzfreund Hitlers, der einzige unter den führenden Parteigenossen. Der junge Graf Spreti gehörte zum Freundeskreis Baldurs und Henriettes von Schirach.

Beim sogenannten Röhmputsch – Juni 1934 – wurden beide, der Stabschef und Graf Spreti umgebracht. Ein paar Wochen nach diesem Ereignis war Frau von Schirach Hitlers Gast in der Reichskanzlei; sie waren allein. Hitler bemerkte, dass seine junge Freundin von einst verstört war. «Was ist mit Ihnen heute los, haben Sie Kummer?» fragte Hitler. «Sie haben meinen Trauzeugen und Spreti umgebracht, ich bin entsetzt», erwiderte Henriette.

Hitler machte keine Ausflüchte, er sagte: «Das musste ich tun, sonst hätten Röhm und seine Leute mich umgebracht. Ich war nur schneller. Im Übrigen gehört zu jeder Revolution die Konterrevolution. Es kommt nur darauf an, der Stärkere zu bleiben. Das ist in der Natur so wie in der Geschichte. Verstehen Sie dies bitte!»

Pater Stempfle

In Wien und im München der zwanziger Jahre war Adolf Hitler Kaffeehausbesucher. In «Mein Kampf» erzählt er, dass er in der Donaustadt oft viele Stunden in einem Café verbrachte, alle Zeitungen las und viele Bücher aller Art dazu. In der Isarstadt hatte er drei Kaffeehäuser, die er bevorzugte: «Weichand» neben dem Volkstheater, den Tee-Salon «Carlton» in der Brienner- und «Heck» in der Galeriestrasse. Zeitungen las er auch in diesen Kaffeehäusern Münchens, aber Begegnungen und Besprechungen mit vielen Bekannten und manchmal Unbekannten standen hier im Vordergrund. Natürlich kannten die politischen Gegner Hitlers Stammplätze, so schickten sie Spitzel in die Nähe seines Tisches, um informiert zu sein. Viele Neugierige kamen und nicht selten auch Weltverbesserer und Abenteurer.

Mehr und mehr wurde das Café «Heck» Hitlers Stammlokal. Wie in der «Osteria» täglich sein Mittagstisch reserviert war, so im «Heck» desgleichen ein geräumiger Platz am rückwärtigen Ende des langen, schmalen Lokals. Hitler sass hier grundsätzlich mit dem Rücken zur Wand, aus Sicherheitsgründen; er wollte den Eingang stets in seinem Blickfeld haben.

Hauptmann Röhm und Pater Stempfle gehörten hier zu Hitlers bevorzugten Gästen. Stempfle war einmal Jesuit gewesen, aus dem Orden ausgetreten und als Professor tätig. Anfangs misstraute der ewig misstrauische Hitler Stempfle, er hielt ihn für einen Spitzel der klerikalen Kreise. Bald schwand diese Vorsicht,

und eine herzliche Freundschaft trat an ihre Stelle. Hitler war katholisch erzogen, innerlich der Kirche freilich entfremdet, trat aber nie aus. Zu Generaloberst Guderian sagte er mitten im Frankreichfeldzug: «Zwei Institutionen zur Vorherrschaft der Weissen Rasse sind unersetzlich, die Katholische Kirche und das englische Empire!» Hierin liegt die Ursache seines fatalen Stillhalte-Befehls an seine Generäle vor Dünkirchen. Dabei war das Ziel, dem Gros des britischen Expeditionskorps die Chance zur Einschiffung zu geben. Winston Churchill hat diese romantische Geste Hitlers ebenso weidlich ausgenützt wie verständlicherweise niemals honoriert.

Pater Stempfle hatte sich wie Hitler vom Katholizismus distanziert, beide blieben jedoch seiner allgemeinen Welt verhaftet. Jesuiten sind Priester und Politiker zugleich, eine weitere Gemeinsamkeit dieser beiden Männer. Langsam bekam Stempfle auf Hitler gewichtigen Einfluss, vor allem nach 1933. Zudem war der Professor mit dem Stabschef der SA, Hauptmann Röhm, befreundet, der aus der sieggewohnten Kampftruppe seiner Braunhemden neben der Reichswehr eine Miliz-Truppe machen wollte, gleichsam als fortwirkenden Transmissionsriemen der nationalsozialistischen Revolution. Das wurde ihm am 30. Juni 1934 zum Verhängnis wie vielen, darunter auch dem Pater Stempfle.

Als diese schauerliche «Konterrevolution» beendet war, sagte Hitler zu Heinrich Hoffmann: «Was sagen Sie dazu, Hoffmann, diese Schweine haben meinen guten Pater Stempfle auch umgebracht!» Als Hoffmann die Hintergründe dieser Schandtat wissen wollte, schnitt ihm Hitler mit einer brüskten Handbewegung die Rede ab: «Kein Wort mehr darüber!»

«Der falsche Hitler»

Hitler wohnte in Berlin stets im Hotel Kaiserhof, auch noch ein Jahr nach seiner Machtergreifung, bis Albert Speer den Neubau

der Reichskanzlei fertiggestellt hatte. Eines Tages wurde ihm gemeldet, dass ein zweiter Hitler vor dem Portal des Hotels auf und ab spazierte. Äusserlich stimme das Double ganz mit ihm überein: Uniform und Mantel sässen, die Gesten dieses Mannes seien wohl einstudiert, der Schnurrbart sei genauso geschnitten wie seiner, und selbst die Haarlocke falle wie bei ihm auf die Stirn, kurzum, die Ähnlichkeit sei frappierend!

Hitler kümmerte sich zunächst nicht um diesen «Spassvogel», wie er ihn nannte. Als ihm aber gemeldet wurde, dass dieser Kerl Autogramme gebe, kurze Reden halte und einen Menschenauflauf verursache, entschloss er sich, dieser Maskerade ein angemessenes Ende zu bereiten. Heinrich Hoffmann ging zu diesem «falschen Hitler» hinunter, grüsste ihn höflich und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Dieser liess «sein Publikum» stehen und folgte dem Leibphotographen in der Hoffnung, nun zu seinem «Ebenbild» geführt zu werden. Hoffmann hingegen brachte ihn zum Friseur Wollenhaupt, drückte ihn da auf einen Stuhl, belehrte ihn über den gefährlichen Unsinn, den er da getrieben habe, und bat dann den Friseur, «diesen Herrn wieder zum Normalbürger zu machen, natürlich auf Kosten des Führers». Wollenhaupt rasierte ihm den Bart ab, stutzte ihm den Haarschopf und entliess ihn mit süffisanter Höflichkeit.

Künftig gab es keinen «falschen Hitler» mehr.

Der Riesen-Teppich

Nach Vollendung der Reichskanzlei Ende 1933 durch den Architekten Albert Speer war man ratlos, wie man den grossen Saal mit *einem* Teppich schmücken könne. Wie so oft wusste auch hier Heinrich Hoffmann Rat. Er verkehrte in dem bekannten Keller-Restaurant, der sogenannten Jockey Bar; sie war der Treffpunkt der Berliner «High society» wie vor 1933 das Romanische Café jener der Literaten und der Theaterleute. Hoffmann wusste, dass in dieser Bar regelmässig der reiche Perser Esfandiyari seine

Freunde traf. Seine Tochter Soraya wurde später die Kaiserin des Schah Reza Pahlevi.

Heinrich Hoffmann hatte sich nicht getäuscht. «Wie man einen solchen Teppich beschaffen kann, wollen Sie wissen? Ganz einfach», sagte Esfandiyari, «wir bauen dafür einen Riesen-Webstuhl.» Wenige Monate später lieferte Esfandiyari das grosse, kostbare Stück in der Reichskanzlei ab.

«Es war uns eine Ehre, und es ist unser Stolz als Perser, Herrn Reichskanzler Hitler diesen Riesen-Teppich geliefert zu haben», sagte der Schwiegervater des Schah voller Genugtuung.

Hitlers Dolmetscher

Hitler war von Natur misstrauisch; so gab er grundsätzlich jenen Menschen den Vorzug, die er bereits in der Kampfzeit kennengelernt hatte. Damals, pflegte er zu sagen, gab es nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Wer mir da die Treue hielt, auf den ist Verlass. Hier liegt der Grund, warum Hitler nach seiner Machtergreifung lieber seine «Alten Kämpfer» um sich haben wollte als neue Leute, besonders wenn es sich um Vertrauensstellungen handelte. Dazu gehörte die Aufgabe eines Dolmetschers. Hitler beherrschte wie Stalin keine Fremdsprachen. Leo Trotzki bemerkt in seiner «Geschichte der russischen Revolution», dass der Nachfolger Lenins so gut wie nie im Ausland gewesen ist; dann vergleicht er Josef Stalin mit dem Riesen Antäus, der nach der griechischen Sage so lange unbesiegbar blieb, wie er mit seinen beiden Füßen die Erde berührte. Der russische Diktator blieb auf seiner Heimat Erde unbesiegt. Adolf Hitler war kein Antäus. Er verlor im Herzen seines Reiches den Krieg und sein Leben. Während der Kampfzeit dolmetschten Baldur von Schirach oder Dr. Ernst «Putzi» Hanfstaengl, sofern angelsächsische Journalisten oder, Politiker Hitler sprechen wollten. Als Reichskanzler

benötigte er naturgemäss einen beamteten Übersetzer. Dr. Paul Schmidt wurde ihm empfohlen. «Wo hat er vorher gearbeitet?» wollte Hitler wissen. «Er war viele Jahre beim Völkerbund in Genf tätig», war die Antwort. «Wenn er da gearbeitet hat und gut war, dann taugt er sicherlich nicht für mich. Aber ich will es mit ihm versuchen.»

Im Februar 1934 kamen erstmals der britische Aussenminister Sir John Simon und der Lordsiegelbewahrer Anthony Eden im Rahmen der Abrüstungsverhandlungen nach Berlin. Beide hatten sich ein falsches Bild von Hitler gemacht. Von Angesicht zu Angesicht fand Sir John den Reichskanzler «ausgezeichnet und sehr überzeugend», und Eden schwärmte förmlich von der «smarten, beinahe eleganten Erscheinung» des Gastgebers. Dr. Paul Schmidt bestand sein Debut als Chefdolmetscher glänzend. «Schmidt, Sie können ja fast meine Gedanken lesen», sagte Hitler hinterher zu ihm. «Und Sie können mitdenken. Sie werden mich künftig bei allen Verhandlungen mit Ausländern und ins Ausland begleiten.»

So geschah es und so blieb es bis zum bitteren Ende.

«Ihre Armbinde bin ich»

Als der Stabschef der SA, Ernst Röhm, am 30. Juni 1934 erschossen worden war, hatte Hitler nur noch mit einem Mann der Partei ein sehr persönliches und freundschaftliches Verhältnis, mit seinem Leibphotographen. Nach der Machtergreifung gab Dr. Goebbels die Empfehlung, man müsse Hitler nunmehr als «Herr Reichskanzler» anreden. Heinrich Hoffmann hatte naturgemäss am 30. Januar 1933 von Hitler besonders viele Aufnahmen zu machen. Bei dieser Gelegenheit fragte der Photograph seinen Dauerkunden: «Wie soll ich Sie in Zukunft anreden?» Da legte Hitler seine Hand auf Hoffmanns Schulter und sagte: «Für Sie bleibe ich auch weiterhin der ‚Herr Hitler‘.»

Diese und andere Privilegien passten dem neuen Propagandaminister keineswegs in sein Konzept. Schliesslich war in den Augen des Dr. Goebbels Hoffmann einer der vielen Bildreporter, wengleich der weitaus prominenteste, ein Grund mehr dafür, dachte der Minister, dass der Leibphotograph als «Angehöriger» seines Ministeriums mit gutem Beispiel vorangehen müsse.

Dr. Goebbels hatte angeordnet, dass alle Bildberichterstatter bei öffentlichen Veranstaltungen eine Armbinde mit ovalem Blechschild tragen. Er wollte damit verhindern, dass sich Unbefugte als Pressephotographen ausgeben könnten. Eines Tages verlangte der Minister von Heinrich Hoffmann höflich, aber bestimmt, dass auch er im Dienst diese Armbinde trage. Dieses Ansinnen lehnte der Leibphotograph kategorisch ab: «Ich bin stets in Begleitung Hitlers und photographiere nur Ereignisse, bei denen er anwesend ist. Auch unnummeriert und ohne Binde kennt mich jeder. Für alle anderen Aufnahmen sind meine vier Mitarbeiter da. Sie tragen ihre Armbinden, ich bin keine Nummer.»

Ein paar Wochen später beschwerte sich Dr. Goebbels bei Hitler: «Hoffmann macht, was er will. Es passt ihm nicht, in meinem Ministerium mitzuarbeiten. Er geht jeder propagandistischen Arbeit aus dem Wege und trägt überhaupt keine politische Verantwortung. Seine Hauptbeschäftigung ist Geldverdienen.» Damit hatte der Propagandaminister einen schweren Fehler gemacht. Denn Hitler erwiderte schroff: «Lassen Sie Hoffmann in Ruh'! Er ist von Haus aus Geschäftsmann und so geliebt, wie er war. Andere sind Minister geworden, Herr Minister!»

Aber Goebbels wäre nicht der Meister seines Fachs gewesen, wenn er aufgegeben hätte. Er liess sich etwas Besonderes einfallen. Einen Tag vor dem Hl. Abend 1933 wurde in der Münchner Wohnung der Hoffmanns durch einen Boten für die Dame des Hauses ein wundervoller Rosenstrauss abgegeben und für den Herrn ein Päckchen. Beide Geschenke stammten von Dr. Goebbels. Hoffmann öffnete das Angebinde, hielt eine feuerrote Arm-

binde und ein Metallschild mit der Nr. 1 in seinen Händen, dazu einen Brief des Ministers:

«Sehr geehrter Herr Hoffmann!

Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen und Ihrer verehrten Gattin auch im Namen meiner Frau die herzlichsten Wünsche für Weihnachten und Neujahr übermittle.

In der Überzeugung, Ihnen mit beiliegender Ehrenbinde Nr. 1 für Sie als ältesten und bekanntesten Bildberichterstatter eine Freude zu bereiten...»

Seit der Entlassung Hitlers aus der Festung Landsberg kam dieser Jahr für Jahr einen Tag vor dem Hl. Abend zu den Hoffmanns, brachte Geschenke und feierte mit der Familie. Am Weihnachtsabend selbst wollte er nicht stören, bemerkte er, den verbringe er immer allein, denn er habe ja keine Familie.

So verhielt er sich auch an diesem 23. Dezember 1933 als Reichskanzler. Er fand den Weihnachtsbaum noch nicht geschmückt genug, hing noch ein paar Kugeln drauf, kostete die Plätzchen, fand sie wie jedes Jahr vorzüglich, gab davon auch den beiden Chow-Chows reichliche Kostproben und war wohlgelaunt.

Plötzlich fiel sein Blick auf die brennend rote Armbinde mit Metallschild. «Was hat denn dies zu bedeuten?» fragte er erstaunt. «Eine Weihnachtsüberraschung von Dr. Goebbels für mich», antwortete Hoffmann und gab Hitler den Brief des Propagandaministers zu lesen. Hitler lachte und tröstete seinen Leibphotographen: «Hoffman, lassen Sie sich dadurch die Weihnachtsfreude nicht verderben! Ihre Armbinde bin ich!»

«Ich habe Niemöller verhaften lassen»

Zu der übergrossen Zahl von Geistlichen beider Konfessionen, die sich mit dem Dritten Reich solidarisierten, gehörte auch der bekannte Pastor Niemöller von Berlin-Dahlem. Noch 1935 sprach er «vom gewaltigen Werk der völkischen Einigung, das unter uns begann».

Als die Bemühungen von Partei und Staat einsetzten, mit Hilfe des Reichsbischofs Müller auch bei den evangelischen Christen eine einzige Oberste Kircheninstanz zu schaffen, wie sie bei den Katholiken seit eh und je bestand, wehrte sich Pastor Niemöller von seiner Kanzel aus. Bald wurde er Mitbegründer der sogenannten «Bekennenden Kirche».

Auf diese Weise wuchs Niemöller in die exemplarische Rolle eines Geistlichen während des Dritten Reiches hinein. Von 1933 bis 1935 hatte er sich öffentlich zum neuen Staat bekannt. Mit diesem «Ja» verhielt sich der Pastor von Berlin-Dahlem nicht exemplarisch, sondern linientreu. Erst sein Entschluss zum Widerstand und sein Mut, gegen den allgemeinen Strom anzuschwimmen, erhoben Pastor Niemöller in den Ausnahmezustand: er war zum Andersdenkenden geworden, im vollen Bewusstsein dessen, dass ein totalitärer Staat diese nur als Schweigende duldet.

Viele Andersdenkende waren nach 1933 in die «Innere Emigration» gegangen; ihre Zahl wird immer eine Dunkelziffer bleiben, ihr Verhalten hingegen ist bekannt: sie schwiegen, sie wollten nicht auffallen, und sie fielen nicht auf. So gesehen enthält der Begriff «Innere Emigration» eine Herabsetzung der eigentlichen, der mutigen, der opferreichen, der äusseren Emigranten, die alles aufgegeben haben, nur nicht ihr Selbst.

«Ich habe Pfarrer Niemöller verhaften lassen», sagte Hitler zu Bormann, der beifällig nickte, und fuhr fort: «Der Abhördienst hat ein Telefongespräch Niemöllers mit einem Bruder in Christo aufgenommen, in dem sich der Geistliche nicht nur gehässig über mich, sondern ausgesprochen staatsfeindlich geäußert hat. Ich habe Niemöller daraufhin zu mir bestellt. Als er mir seine Reverenz erweisen wollte, sagte ich ihm ins Gesicht, seine Devotion sei Heuchelei und hielt ihm den Bericht des Abhördiensts unter die Nase. Auf Erklärungen seinerseits hab' ich verzichtet und ihn der Gestapo übergeben. Himmler habe ich beauftragt, Niemöller schonend zu behandeln.»

Nach einer Gesprächspause erklärte Hitler: «Ich brauche die Kirche genauso, wie die Monarchie und alle vorhergegangenen Re-

gierungen sie gebraucht haben. Auf beiden Seiten wird viel Porzellan zerschlagen. Die Methode, wie die Kirche den Kampf gegen uns führt, kann ich nicht billigen, aber ebensowenig unsere Gegenmassnahmen. Ich habe allen meinen Mitarbeitern klargelegt, dass wir die Kirchen im Fall eines Krieges nötig haben. Ich lasse Niemöller sofort wieder frei, sofern er einen Revers unterschreibt, wonach er sich künftig jeglicher politischen Tätigkeit enthält. Das gilt auch für andere Geistliche beider Konfessionen. Jene, die diesen Revers nicht unterschreiben, beweisen damit, dass ihnen die Politik wichtiger ist als ihre Seelsorge. Wenn die Herren unbedingt Märtyrer spielen wollen – dann bitte!»

Als Hitler ein Jahr später von einem Vertrauten gefragt wurde, ob er Niemöller nicht freilassen wolle, erklärte Hitler: «Solange er den Revers nicht unterschreibt, kommt er nicht heraus.»

Pastor Niemöller kam erst 1945 heraus.

Hitler und der Bettler

Hitler benutzte für die Fahrt zum Obersalzberg öfter die Strasse um den Chiemsee, des Gasthauses Lambach wegen, das bald zu seinen Lieblingsgaststätten gehörte. Hier trank man Kaffee, ass Kuchen und setzte dann die Fahrt fort. Plötzlich sah Hitler, der grundsätzlich neben dem Fahrer sass, einen Regungslosen auf der Strasse liegen. Schreck konnte noch rechtzeitig halten. Zwei Männer des Begleitkommandos stiegen aus und kümmerten sich um den Mann; er sagte mit schwacher Stimme, dass er schon zwei Tage nichts mehr gegessen habe. Hitler liess ihn aus dem Reiseproviant versorgen und ausserdem einen Fünfzig-Mark-Schein zustecken. Erleichtert fuhr man weiter.

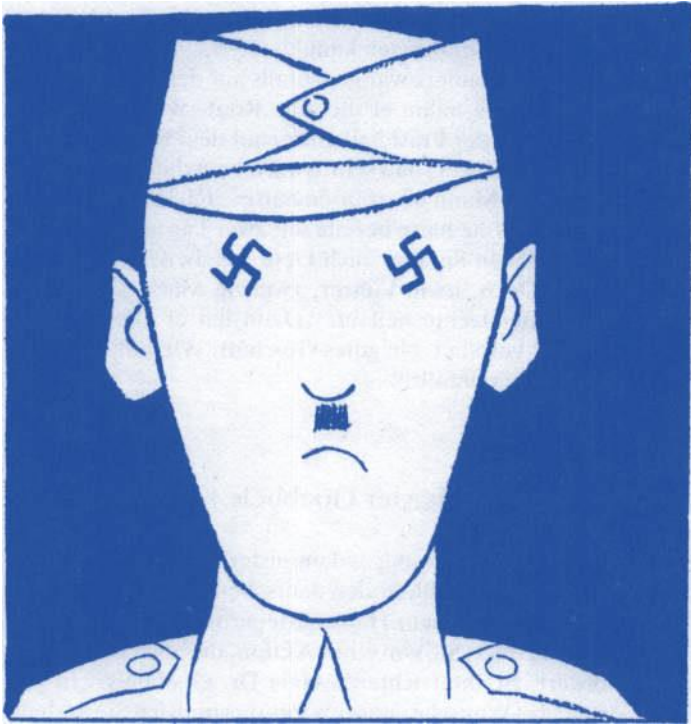
Hitler verbreitete sich anschliessend über die Notwendigkeit der «Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV)». «Wie wichtig diese Institution ist, beweist wieder einmal dieser Vorfall. Man

muss die NSV noch viel weiter ausbauen, damit so etwas nicht mehr vorkommen kann!»

Reichsminister Lammers war gleichfalls auf den Obersalzberg unterwegs. Zufällig nahm er dieselbe Route wie Hitlers Wagen. Als der Chef der Präsidialkanzlei auf dem Berghof eingetroffen war, erzählte er, dass sein Wagen beinahe einen auf der Strasse liegenden Mann überfahren hätte. «Ich liess halten, um zu helfen. Der Arme hatte bereits seit zwei Tagen nichts mehr gegessen.» «Haben Sie ihm auch Geld gegeben?» erkundigte sich Hitler. «Doch, mein Führer, zwanzig Mark», erwiderte Lammers. Hitler lachte hellauf: «Dann hat er allein an uns heute 70 Mark verdient, ein gutes Geschäft. Wir wollen sehen, wer noch auf ihn reinfällt!»

Meister Goebbels

Im März 1936 lud der Propagandaminister die Schriftleiter und die Photographen der führenden deutschen Tageszeitungen zu einer Besprechung in sein Haus. «Meine Herren, der Führer hat mich beauftragt, Sie von einer Aktion, die auch Ihre Mitarbeit erfordert, zu unterrichten», sagte Dr. Goebbels. «In Respektierung des Wunsches unseres Führers muss ich Sie deshalb bitten, sich diese Nacht als Gäste des Propagandaministeriums zu betrachten.» Die Journalisten guckten sich verdutzt an, aber Goebbels liess ihnen keine Zeit, sich zu wundern: «Sie werden es begreiflich finden, in dieser Nacht auf jeden Kontakt mit der Aussenwelt verzichten zu müssen. Ich habe alle Türen des Ministeriums verschliessen lassen. Die Telefonzentrale ist abgeschaltet. Wer für die Reise etwas benötigt, die wir morgen antreten werden, kann es mir sagen. Ich lasse alles durch mein Ministerium besorgen.» Die Spannung unter den Presseleuten wuchs, man rätselte, aber keiner kam auf die Lösung. Als die Journalisten am nächsten Tag im Flugzeug sassen, wussten sie noch immer nicht, wohin es



„Stimmzahl ist nicht entscheidend — der Name Adolf sagt alles!“

ging. Nicht einmal der Pilot wusste es. Erst nach einer bestimmten Zeit durfte er den versiegelten Umschlag öffnen, in dem die geheime Order lag.

Die Maschine landete jenseits des Rheins. Erst jetzt begriffen die Schriftleiter und Photographen, dass deutsche Truppen den Rhein überschritten hatten, um ihre alten Garnisonen zu beziehen. Nach dieser Remilitarisierung des Rheinlandes erklärte Hitler im kleinen Kreis:

«Ich konnte die letzten zwei Nächte nicht schlafen. Immer wieder quälte mich die Frage: Was wird Frankreich tun? Wird es meine paar Bataillone an der Besetzung hindern? Ich an Stelle der Franzosen hätte zurückgeschlagen. Kein deutscher Soldat wäre über den Rhein gekommen. Die ganze Aktion war nur durch unbedingte Geheimhaltung möglich. Goebbels hat seine Sache gut gemacht. Die Welt wurde überrascht, das ist sein Werk!»

Karl Valentin und Adolf Hitler

Im Jahre 1937 trafen sich zufällig Karl Valentin und Adolf Hitler anlässlich eines Krankenbesuchs bei Heinrich Hoffmann. Valentin brachte diese Begegnung keineswegs in Verlegenheit. Sofort bemerkte Hitler, dass der berühmte Komiker sich in den Finger geschnitten hatte; er blutete noch stark. «Herr Valentin, lassen Sie sich doch gleich von der Krankenschwester Hoffmanns verbinden», riet Hitler. Gesagt, getan: Valentin legte sich sofort auf den langen Speisezimmertisch, setzte eine Leidensmiene auf und liess sich von der Schwester einen Verband anlegen. Dann bemerkte er im Wintergarten einen weiblichen Akt, eine fast lebensgrosse Brunnenfigur von Professor Thorak. Wortlos verschwand Valentin in die Küche, kam mit einem Kochlöffel und im Arztmantel des Dr. Morell zurück, ging zum nackten Bronze-Mädchen, setzte den Kochlöffel wie ein Stethoskop an, verpasste sich eine tiefern-

ste Doktor-Miene und horchte die Brunnenfigur auf Herz und Nieren ab. Hitler lachte und meinte hinterher zu Hoffmann: «Er ist nicht nur Komiker aus Leidenschaft, er ist dazu geboren.» Ein paar Wochen später bat Valentin seinen Freund Hoffmann, ihm mit Hitler ein Geschäft zu vermitteln. Der grosse Komiker, von dem u.a. Bert Brecht nachhaltig beeinflusst worden war, sammelte leidenschaftlich Kitschpostkarten, 2'000 Stück, darunter zuckersüsse Liebeszenen, das Kind auf dem Töpfchen, masskrugstimmende und brathendlessende Bajuwaren, glitzernde Glückwunschkarten usf. Daneben besass Karl Valentin Frühaufnahmen von Alt-Münchner Bauten, Vergnügungsstätten sowie von Humoristen und Originalen der guten alten Zeit. Hitler sollte ihm diese Sammlung abkaufen. Dieser sagte grundsätzlich zu, verlangte aber eine Bestandsliste und ein Preisangebot.

Da meinte Valentin zu Hoffmann, den Preis kenne er genau, nämlich 100'000 Mark, aber mit dem Verzeichnis wisse er sich keinen Rat; seiner Meinung nach sei dies überflüssig. Er deutete auf die Kisten und sagte: «Da ist alles drin, wozu viel aufschreiben?» Daraufhin liess Hitler diese Bedingung fallen, stellte aber eine andere, nämlich die Zusage Valentins, für dieses Geld keine weiteren Filme zu drehen, weil er damit nur Geld verliere.

Hoffmann überbrachte dem Komiker diese, wie er meinte, gute Botschaft und war betroffen, als dieser erklärte: «Glauben S', i möcht die Sammlung verkaufen, wenn i koa Geld für meinen neuen Film brauchen tät?» Nun modifizierte Hitler sein Angebot: «Er bekommt von mir 30'000 Mark auf die Hand und eine lebenslängliche Rente von 1'000 Mark monatlich.» Hoffmann übermittelte Karl Valentin diesen Vorschlag und riet ihm, das grosszügige Angebot zu akzeptieren. Aber der Liebling der Münchener lehnte mit diesen Worten ab: «Sagen S' dem Herrn Führer an schönen Gruss: Wenn er mir die 100'000 Markin net auf einmal gibt, nacha soll er sich sei' Geld am Huat aufstecken! I möcht' mein' Film macha. Da bin i wie er – alles oder nix!»

Einige Zeit später trafen sich Hitler und Valentin wieder einmal in München. Freudestrahlend ging der Reichskanzler auf ihn zu und sagte: «Herr Valentin, ich freue mich immer, Sie zu sehen und zu hören!» Daraufhin setzte Karl Valentin ein todernstes Gesicht auf und sagte mit tonloser Stimme: «Herr Hitler, und ich kriege manchmal Angst, wenn ich Sie sehe und reden höre!»

Ein böser Streich

Hitler war ein grandioser Aussenseiter, daher liebte er seinesgleichen. Dr. Ernst Hanfstaengl war einer. Ähnlich wie Hoffmann schien «Putzi» während der Kampfzeit für Hitler unentbehrlich, als «Spielmann», als Kenner des Auslandes – seine Frau war Amerikanerin –, als Geschichtenerzähler und Tausendsassa, als eine Art Till Eulenspiegel, der Hitlers Kampf gegen die «Novemberverbrecher» bardenhaft begleitete wie der weltberühmte Charles de Costa einst den Prinzen von Oranien in seinem Freiheitskrieg gegen Philipp II. von Spanien.

Dr. Hanfstaengl wusste um die vielfachen Schattenseiten des genialen Hitler, um seinen Mangel an Weltkenntnis und Menschenerfahrung, um seine Komplexe, die in seiner Herkunft und in seinem abgebrochenen Bildungsweg wurzelten, um seine Ängste, sich als «Führer» zu blamieren, sowie um seinen labilen Seelenhaushalt, der urplötzlich von einem Extrem ins andere stürzte. Deshalb wiederholte Hanfstaengl immer wieder seine Bitte an Hitler, mit ihm endlich eine Weltreise zu machen, zumindest in die angelsächsischen Staaten, auf dass er das englische Empire nicht nur als geschichtliche Macht bewundere, wie er es tue, sondern es mit eigenen Augen sehe, erfasse, dazu die USA kenne, lerne, diese Weltmacht von morgen. – Es war alles vergeblich. Hitler war und blieb unbelehrbar. Dr. Ernst Hanfstaengl, der Auslandspressechef der NSDAP, hatte in seiner eigentlichen Parteilfunktion bei seinem Führer keinen Erfolg. Da sorgte Dr. Joseph

Goebbels dafür, dass Putzi Hanfstaengl wieder dahin kam, wohin er Hitler jahrelang vergebens mitnehmen wollte, in die grosse weite Welt, in der Deutschland nur ein daumendicker Punkt war. Es war 1936. In Spanien tobte der Bürgerkrieg, den Hitler und Mussolini ein Jahr später zugunsten Francos entschieden. Da erhielt Dr. Hanfstaengl von seinem Chef, dem Reichspropagandaminister, eine Order, er solle unverzüglich mit genügend Reisegepäck zum Flugplatz Tempelhof eilen; eine Sondermaschine stehe für ihn startbereit, der Pilot sei angewiesen, ihm, Hanfstaengl, erst im Flugzeug nach dem Start das eigentliche Reiseziel schriftlich zu übermitteln, der Auftrag sei «Geheime Reichssache» und unverzüglich auszuführen, Führerbefehl!

Dr. Hanfstaengl raste pflichtbewusst zum Flugplatz, stieg in die bereitstehende Maschine und öffnete nach dem Start den geheimnisvollen Briefumschlag. Was er las, brachte den Weltmann und Journalisten in tödliche Verlegenheit: Er solle hinter den rotspanischen Linien landen und mit kommunistischen Offizieren Verhandlungen führen.

Der prächtige «Putzi» sass wie versteinert als einziger Fluggast in der Maschine, und diese flog und flog. Die Richtung konnte er nicht ausmachen, aber manchmal meinte er, sie fliege im Kreise; vermutlich gab ihm die Angst diesen Hoffnungsschimmer ein. Da begann der Pilot mit dem Landungsmanöver, endlich konnte sich Hanfstaengl grob orientieren: Die Landschaft kam ihm keineswegs spanisch vor, aber Genaueres vermochte er nicht auszumachen, zumal er weder eine Stadt noch einen Flughafen bemerkte. Auf einmal setzte die Maschine weich auf. «Wo sind wir eigentlich?» fragte der Auslandspressechef der NSDAP den Piloten. «Irgendwo in Sachsen, auf einem Rübenacker, wie Sie gleich sehen werden», erwiderte er, nahm die beiden Koffer, stellte sie ein paar Meter vom Flugzeug entfernt in den Acker und wollte sich eben verabschieden, als Hanfstaengl fragte: «Können Sie mir eigentlich sagen, was das Ganze soll? Von wem kam der Auftrag?» Der Pilot schüttelte den Kopf, kletterte in seine zweiseitige Maschine zurück und flog ab.

Hanfstaengl wusste nun, dass sich diesen grausamen Scherz nur der Reichspropagandaminister persönlich erlauben konnte. Natürlich erforschte «Putzi» auch ein wenig sein Gewissen: Er hatte sich viele Feinde gemacht, weil er Kollegen von oben herab behandelte, und vor allem, weil er gleichsam «Enten» am laufenden Band produzierte; manchmal log er wie gedruckt, er war eben ein Mann mit Feuerwerk. Nun war er zum Opfer eines «Komplots» geworden.

Dass Dr. Ernst Hanfstaengl trotz allem ein ganzer Kerl war, bewies er mit seinem Entschluss, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern über die Schweiz nach den Vereinigten Staaten von Amerika zu emigrieren. Geräuschlos und perfekt inszenierte er seine Flucht aus Heimat und Reich just an dem Zeitpunkt, da Hitler und seine Partei den Gipfel ihrer Macht erreicht und bei der Olympiade die Welt zu Gast gehabt hatten.

«Die feinste Gesellschaft»

Der Reichskanzler hielt in Berlin gerne Hof. Er hatte dafür ein besonderes Zeremoniell entwickelt wie einst der bedeutendste Zeremonienmeister profaner Art der Geschichte des Abendlandes, Kaiser Karl V. Hitlers Fest-Protokoll stand gleichsam zwischen Mittelalter und dem Zug der Neuzeit zur Nivellierung. Er lud meist zwei- bis dreihundert Personen ein, Politiker und Diplomaten, Wissenschaftler und Wirtschaftler, Künstler und Schriftsteller, natürlich mit ihren Damen. Die weitaus meisten Herren erschienen in ihren Uniformen; auf den Rang wurde geachtet, die Volksgemeinschaft beachtet; so gefror die Ordnung nie zur Steifheit und die Form nicht zur Etikette. Das Zeremoniell war bei Hitler – im Gegensatz zu Karl V. – kein Selbstzweck; die Menschen und das Fest, ihre Gelöstheit und die Begegnung, das gute Gespräch und die ungezwungene Heiterkeit, die Atmosphäre, die kultivierte Geselligkeit, die Speisen, die Getränke und das geschmackvolle Dekor standen im Mittelpunkt. Viele Teil-

nehmer erinnern sich noch heute gerne an diese Empfänge. Hitler war auch der Designer seiner Feste. Vor allem die Bestecke hatte er selbst entworfen. Nach jedem Fest musste ihm sein Hofmeister melden, ob auch nichts abhanden gekommen sei. Bei einem dieser Gross-Empfänge fehlten einmal 137 Dessert-Löffel mit dem von ihm so geschätzten Mäander-Muster. Da seufzte Hitler: «Die feinste Gesellschaft stiehlt wie die Raben!»

Hitlers «Maikäfer»

«Meine Liebe gehört dem Auto, es hat mir Deutschland erschlossen», sagte Hitler einmal. Trotzdem hatte er keinen Führerschein. Ein tragisches Ereignis in den ersten Jahren seiner Kampfzeit war daran schuld. An der Seite seines Fahrers sitzend, sah Hitler, wie sich ein Kind von der Hand seiner Mutter löste, auf die Strasse stürzte und von Hitlers Wagen totgefahren wurde. Daraufhin entschloss er sich, niemals das Lenkrad eines Pkw zu steuern. «Ich wäre menschlich und politisch ein toter Mann, sofern ich ein Kind überfahren würde», meinte er zu seinem Chauffeur.

Adolf Hitler ist nicht zum pater patriae, wohl aber zum Vater der Motorisierung Deutschlands geworden. Die Autobahnen und der Volkswagen sind bleibende Leistungen. Der geniale Erfinder Ferdinand Porsche, Klempnersohn aus dem Sudetenland, und der Direktor von Daimler Benz, Jakob Werlin, verwirklichten die Vision Hitlers vom Volkswagen: es müsse ein viersitziger Wagen sein, der die Familie nicht trennt, wenn sie zum Wochenende aufs Land fahre und im Urlaub eine Reise mache, die Eltern vorne und drei Kinder auf dem Rücksitz. Das Fahrzeug habe kräftig, robust und billig im Verbrauch zu sein; es dürfe nicht mehr als tausend Reichsmark kosten. Der Staat werde auf die Kfz-Steuer verzich-

ten, die Versicherungsprämie müsse niedrig sein, und die einzelnen Teile des VW seien auswechselbar zu produzieren. Auf diese Weise werden die Halte-Kosten und jene der Reparatur für jedermann erschwinglich. Wörtlich schloss Hitler: «Wie ein Maikäfer soll er aussehen. Man braucht ja nur die Natur zu betrachten, um zu wissen, wie sie mit der Stromlinie fertig wird.»

Anlässlich einer Sitzung mit Technikern wiederholte Hitler seinen Maikäfer-Vergleich. Ein Ingenieur wandte ein, dass die Form des Maikäfers nicht für seine fliegende Tätigkeit bestimmt sei. Wenn die Flügel geschlossen seien, dann krabbele er nur ganz langsam auf dem Boden. Die harten Flügel dienten zum Schutz der Flugflügel. Sie seien gewissermassen seine Garage. Hitler erwiderte ironisch: «Und wo lässt der Maikäfer seine Garage, wenn er fliegt? Lässt er sie auf der Erde stehen?»

Henry Ford und Hitler

Neben Ferdinand Porsche bewunderte Hitler den Erfinder, Konstrukteur und Grossindustriellen der nordamerikanischen Autoherstellung, Henry Ford. Besonders der legendäre Erfolg des sogenannten T-Modells hatte es Hitler angetan. Die Ford-Werke haben davon zwischen 1908 und 1927 über 15 Millionen Wagen verkauft. Damals mochte in Hitlers Kopf erstmals seine Vision vom Volkswagen aufgeblitzt sein. Nicht minder fesselte ihn die rationalisierte Massenfertigung. Henry Ford hatte das Prinzip der Arbeitsteilung und das Fließband als erster in die Grossindustrie eingeführt.

Hitler hatte alle Werke des grossen Ford gelesen, «Mein Leben und Werk», «Das grosse Heute – das grössere Morgen» und «Der internationale Jude». Hitler äusserte wiederholt seine Genugtuung über den Antisemiten Ford. 1921 war dieses Buch in Leipzig erschienen. Fortan gehörte «Der internationale Jude» zu Hitlers bevorzugter Lektüre. Aus Dankbarkeit und Begeisterung liess der Reichskanzler 1938 Henry Ford den zweithöchsten Orden Preus-

Adolf



Der Häuptling vom Stamm der wilden Kopffäger nach der Schlacht von Leipzig – in vollem Kriegsschmuck

sens, das Grosskreuz vom Roten Adler, überreichen, das der Spruch zierte: «Sincere et constanter» (aufrichtig und standhaft). Das amerikanische Judentum boykottierte die Firma des Grossindustriellen. Henry Ford zog daraufhin sein Buch «Der internationale Jude» zurück. Er und sein Lebenswerk, die Automobilfabriken, sollten überleben.

Das Etui und der Becher

Walter von Reichenau, seit 1940 Generalfeldmarschall, gehörte zu den wenigen hohen Offizieren des Heeres, die überzeugte Nationalsozialisten waren. Zwischen Hitler und ihm hatte sich lange vor dem 2. Weltkrieg ein Vertrauensverhältnis entwickelt. Während des Russlandfeldzuges redete Hitler seinen Generalen, denen er zutiefst misstraute, ins Gewissen und schloss seinen Appell mit den Worten: «Sollte es einmal bitter ernst werden in diesem Krieg, so müsste es eigentlich dann so sein, dass meine Generale vor und neben mir für des Reiches Herrlichkeit fallen; ich sagte, meine Herren, eigentlich müsste es so sein!» Da stand Generalfeldmarschall von Reichenau spontan auf und rief: «Das wird so sein, mein Führer!»

Eines Tages, es war noch Frieden, hatte Hitler den Einfall, seinem geschätzten General eine nicht alltägliche Freude zu machen. Er liess ein Zigaretten-Etui aus Silber, innen vergoldet, anfertigen, und diese Widmung eingravieren: «Dem Nichtraucher General von Reichenau vom Raucher Adolf Hitler». Ein paar Monate später war Hitler bei Walter von Reichenau zu Gast. Da überreichte der General seinem Führer einen silbernen Becher, innen vergoldet. Der General hatte das Etui in einen Pokal umarbeiten lassen.

Späte Anerkennung

Beim Staatsbesuch Hitlers in Italien 1938 war protokollarisch vereinbart worden, dass der König und Kaiser in Rom, der Duce hingegen in Florenz Gastgeber sei. Ein Besuch beim Papst war nicht vorgesehen. Pius XII. zog es vor, das Ereignis von seiner Sommerresidenz Castell Gandolfo zu beobachten. Das italienische Herrscherpaar gab im Quirinal-Palast zu Ehren des Reichskanzlers einen festlichen Empfang. Benito Mussolini sass Hitler gegenüber; die beiden Revolutionäre waren Fremdlinge inmitten des italienischen Hochadels. Hitler ärgerte sich über die hochnäsigste Art, mit der die Adligen den Duce behandelten. Er selbst empfand die feudale Tischgesellschaft wie die gespenstische Begegnung mit einer untergegangenen Epoche.

Umso freier, glücklicher und genussreicher empfand Hitler die Tage von Florenz, der Capitale der Renaissance. Museen, Kunstschätze und Bauwerke und nicht zuletzt die schönen Frauen faszinierten ihn.

Nach Berlin zurückgekehrt, verfügte Hitler die Verdoppelung der Ruhebezüge der ehemaligen Reichstagsabgeordneten der SPD «als Dank dafür, dass sie mir 1918 die Monarchien zum Teufel gejagt haben». Hermann Göring hatte schon vorher als Preussischer Ministerpräsident die Pension des ehemaligen Oberbürgermeisters von Köln, Konrad Adenauer, beträchtlich erhöht. «Konrad Adenauer ist ein anständiger Mann», erklärte Göring beim Vollzug dieser generösen Geste.

Der Duce besucht den Führer

Benito Mussolini, der Gründer des Faschismus, ist elf Jahre früher als Adolf Hitler an die Macht gekommen. Nach 1933 war und blieb das Verhältnis zwischen dem italienischen Duce und dem deutschen Führer wegen Österreich gespannt. 1935/36 jedoch

wurden die Beziehungen der beiden freundlicher. So kam es zum ersten Staatsbesuch des Faschistenführers am 25. September 1937.

Hitler bereitete seinem Weggenossen von morgen einen künstlerisch wie geschichtlich gleich eindrucksvollen Empfang in der «Hauptstadt der Bewegung». Wie früher die Kaiser an der Reichsgrenze eingeholt wurden, so empfing der Stellvertreter Rudolf Hess den Duce in Kiefersfelden. Schon vom Brenner an hatte Mussolini einen Vorgeschmack vom nahen Grossdeutschland erhalten. Überall, wo er hielt, begrüßten ihn Tiroler Schützen-Kapellen mit dem Lied seiner Bewegung, der «Giovinezza». Hitler hatte das festlich geschmückte München anlässlich der Einweihung des Deutschen Museums 1927 miterlebt. Ernst Buchner war damals der Regisseur dieses Ereignisses gewesen; inzwischen zum Direktor der Pinakothek ernannt, tauchte er ein zweites Mal die Strassen und Plätze, die der Italiener entlangfuhr, in berausende Dekors von Gold und Rot. Hitler hatte sich eine besondere Ehrung des vermeintlichen Neuschöpfers des Römischen Imperiums ausgedacht: Er liess – teilweise nach eigenen Entwürfen – ein Spalier der Büsten römischer Kaiser, von Lorbeerbäumen flankiert, aufstellen. Der Duce, Sieger im Krieg gegen Abessinien, genoss diese Ehrung seiner politischen Renaissance über alle Massen.

Natürlich dachte Hitler hierbei an die künftige Achse Berlin-Rom. Vordergründig nützte er aber die Hochstimmung seines italienischen Gastes zur Regelung eines gänzlich unpolitischen «Geschäftes» aus. Er wusste, dass so gut wie alle Deutschen über die grausamen Fangnetze, mit denen Italiener unsere Zugvögel, voran Schwalben, erdrosselten und dann verspeisten, zutiefst empört waren.

«Ich weiss, Duce, dass weite Teile ihrer Gebirgslandschaften infolge der Abholzung in früheren Jahrhunderten verkarstet sind. Man sollte sie aufforsten. Wir könnten Ihnen dabei helfen. Was halten Sie davon, Duce, wenn ich Ihnen eine Million kleiner Laubbäume zur Renaissance Ihrer Bergketten schenke und Sie

verfügen, dass unsere Zugvögel nicht mehr in tödlichen Fangnetzen umkommen?» Der Duce reichte dem Führer gerührt die Hand.

Hitler, der Anti-Nimrod

Hitler war ebenso vielseitig wie – einseitig: in seinen Anschauungen, Lebensgewohnheiten und seinen Vergnügungen. Zwei davon lehnte er zeit seines Lebens strikt ab, das Tanzen und die Jagd. Gegen die paarweisen Freuden auf dem Tanzboden hatte er nur abfällige Bemerkungen, gegenüber der Jagd hingegen Argumente.

Der Reichsjägermeister Hermann Göring war hier sein bevorzugtes Opfer. «Ich habe nichts gegen die Jägerei als Beruf», meinte Hitler, «aber bei uns ist doch die Jagd zur Mode geworden. Jeder höhere Parteigenosse meint, es gehöre zum guten Ton, Mitglied der Jägerzunft zu sein, um dann wahl- und ziellos die Tiere des Waldes morden zu können.» Göring setzte dagegen: «Mein Führer, Sie tun uns Jägern unrecht. Der deutsche Weidmann ist Heger und Pfleger des Wildes.» Hitler lachte: «Ja, Sie hegen und pflegen das Wild bis zum Abschuss. Auf dem Hochsitz gibt der Revierjäger dem Jagdgast die Minute an, in der der Hirsch austritt. Der Tiermörder mustert durch das Zielfernrohr sein Opfer und drückt ab. Mit fröhlichem Weidmannsheil kehrt er stolz mit der Beute zurück.»

«Unser neues Jagdgesetz verbietet unsinniges Abschiessen», wehrte sich Göring. «Ein weidgerechter Jäger hat am Beobachten des Wildes seine grösste Freude.» – «Warum machen Sie es dann nicht wie der Herzog von Windsor? Als ich ihn fragte, ob er sich für die Jagd interessiere, antwortete er: ‚Ja, aber nur für die mit der Kamera‘, wandte Hitler ein. Darauf Göring: «Die Jagd ist auch in politischer Hinsicht wichtig. Diplomaten folgen gern einer Jagdeinladung. Auf der Pirsch lassen sich die Probleme oft leichter meistern als am grünen Tisch.»

Hitler: «Darum gibt es also Ihrer Ansicht nach eine grüne Freimaurerei? Wenn das Töten von Tieren zur Verbesserung politischer Beziehungen beiträgt, könnte ich ja, da ich von der Jagd nichts verstehe, meinen ausländischen Gästen die Schlachthäuser zur Verfügung stellen.» Dann redete sich Hitler in Zorn: «Da lobe ich mir die Wilderer. Ihr Naturverständnis ist weiss Gott grösser als das Ihrer verehrten Herrn Sonntagsjäger! So ein Wilderer ist verwegen und mutig.» – «Sie spassen, mein Führer», meinte Göring.

«Ich spasse nicht! Wenn Sie von Jagd reden, dann treten Sie dem Wild doch in offenem Kampf entgegen! Wenn Sie, Herr Reichsjägermeister, den Eber mit dem Spiess erlegen, imponieren Sie mir. Wenn der dicke Buchdrucker Müller einem Hasen nachläuft und ihn fängt, dann ist das eine sportliche Leistung. Ich habe Respekt vor jedem Jäger, der im Dschungel einen Tiger stellt, der zum Sprung ansetzt. Ich habe aber keinen Respekt vor einem Nimrod, der die Brunftzeit der Tiere ausnützt, um die ahnungslosen Liebeswerber in der Dämmerung abzuknallen.»

Diese Unterhaltung hatte gesetzliche Folgen. Als Hermann Göring gegangen war, diktierte Hitler seiner Sekretärin diesen Ukas: «Hiermit verbiete ich mit sofortiger Wirkung allen Parteigenossen in führender Stellung, soweit es nicht zu ihrem Beruf gehört, eine Jagdeinladung anzunehmen noch eine solche zu erlassen. Der Reichsjustizminister wird angewiesen, das Strafmass für Wilderer herabzusetzen. Himmler soll aus seinen Wilderer-Häftlingen eine Spezialtruppe von Scharfschützen zusammenstellen, denen ihre Strafe erlassen wird.»

Die Windsors bei Hitler

Hitlers aussenpolitische Konzeption gipfelte in der Vorstellung, im Bündnis mit England die bolschewistische Weltgefahr der

Sowjetunion niederzukämpfen und dem deutschen Volk neue Lebensräume im Osten zu schaffen. Dafür war er bereit, das britische Empire mitzusichern. Schon 1925 hatte er den Satz geprägt: «Ich wünsche nicht, dass England eine Perle aus der Krone des Empire fällt. Das wäre schlimm für Europa.» In diesem Sinne begrüßte er mit ausgesuchter Höflichkeit Lloyd George auf dem Obersalzberg. Beide Staatsmänner verstanden sich 1936 beinahe nahtlos. Er verabschiedete den Kriegspremier des ersten Weltkrieges mit den Worten: «Es war für mich eine grosse Ehre, den grössten englischen Staatsmann kennenzulernen.» Lloyd George hatte vorher anlässlich einer Gesprächspause zu einem engen Mitarbeiter Hitlers gesagt: «Danken Sie Gott, dass Sie einen so wunderbaren Führer haben!»

Der Höhepunkt der englischen Besuche war für Hitler der Herzog von Windsor. Beide Männer unterhielten sich eingehend unter vier Augen in der grossen Halle des Berghofes. Die Herzogin, elegant und charmant, liess sich inzwischen das Haus und die herrliche Umgebung zeigen. Ein paar Tage nach ihrem Besuch bedankte sich der Herzog mit diesem Brief:

«An den Führer und Reichskanzler.

Beim Verlassen Deutschlands danken die Herzogin von Windsor und ich Ihnen aufrichtig für die grosse Gastfreundschaft, die Sie uns gewährt haben, und für die vielen Möglichkeiten, das zu sehen, was für das Wohl der schaffenden Deutschen getan wird. Wir nehmen einen tiefen Eindruck von unserer Reise durch Deutschland mit und werden nie vergessen, mit welcher Aufmerksamkeit wir von Ihren Beauftragten umgeben worden sind und wie herzlich die Aufnahme war, die wir überall gefunden haben.

Besonders danken wir Ihnen für die schönen Stunden, die wir mit Ihnen auf dem Obersalzberg verbracht haben.»

Eduard
23-X-37

Hitler sagte nach der Abreise der Windsors: «Das wäre der Mann gewesen, mit dem ich das langersehnte Bündnis mit England zu-

stande gebracht hätte!» Dieser Konjunktivsatz enthält die eine Hälfte der Gründe dafür, dass Hitlers Englandpolitik scheiterte; die andere Hälfte lag in ihm selbst, in seiner katastrophalen Fehleinschätzung der britischen Weltpolitik, die Deutschland wohl das Sudetenland und Österreich zubilligte, niemals jedoch weitere Lebensräume im Osten.

Hitlers Ängste

Lächerlichkeit tötet, dieses Sprichwort war für Hitler eine Art «kategorischer Imperativ». Frau Alma Mahler-Werfel hatte in Breslau 1933 «ein junges, verschrecktes Gesicht» an Hitler bemerkt, ganz gewiss zurecht. Er hatte viele Gesichter, aber das seiner Jugend brach immer wieder durch. Er wurde zeitlebens mit dem Faktum nicht fertig, bis zu seinem dreissigsten Lebensjahr ein Versager gewesen zu sein, ausgenommen die vier Jahre als Meldegänger im 1. Weltkrieg. In seinem «Mein Kampf», weithin Memoiren, die grundsätzlich Rechtfertigungsliteratur sind, vermerkt er einmal, dass ein Mann erst nach seinem dreissigsten Lebensjahr in der Lage sei, etwas Ausserordentliches zu leisten. Das war sehr ichbezogen, durchweg Selbstentschuldigung. Wie hätte er sonst als Retter Deutschlands antreten können! Natürlich verschwieg er hier die vielen Früh-Genies deutscher Künstler aller Art, etwa den Ausruf Friedrich von Schillers: «Schon 22 Jahre und noch nichts für die Ewigkeit getan!» Von Ausnahmen abgesehen, ist Genie mit Jugend identisch, vom Wunderkind angefangen bis zu den früh Vollendeten, die es beinahe zu einer eigenen Kunst- und Literaturgattung gebracht haben.

Natürlich litt Hitler fortwährend unter dem Widerspruch, in seiner frühen und späten Jugend von den kühnsten Tagträumen seiner Phantasie in alle Himmel gehoben worden zu sein und am Morgen im Heim in Wien oder in der Kammer des Schneidermeisters Popp in München als armer Schlucker, nein, als Nichts zu

erwachen! Es gibt die Sehnsucht vieler Menschen nach Gleichberechtigung und nach Chancengleichheit und jene Einzelner, wer zu sein, die Masse hinter sich zu lassen, nach oben durchzustossen und – als einziger oben zu sein. Hitler hat dieses olympische Ziel im Wettkampf des Daseins meteorenhaft erreicht, aber dazu niemals jene souveräne Sicherheit in gesellschaftlicher Hinsicht, die man entweder im Blute hat oder durch Erziehung erwirbt. Dieses Kunststück brachte auch Frau Bruckmann, eine rumänische Prinzessin, an Hitler nicht fertig.

Gab er als Reichskanzler grosse Empfänge, so kontrollierte er vorher höchst persönlich die Tafel, ob auch jedes Wein- und Sektglas, der Dessertlöffel, die Serviette, das sonstige Besteck richtig standen und lagen. Man stelle sich einmal Fürst Bismarck als Reichskanzler mit derartigen «Ängsten» und ihrer Behebung vor! Hitler wurde mit seiner Herkunft oder, mit Sigmund Freud gesprochen, mit seinem Unterbewusstsein niemals fertig, er verdrängte es, aber es stellte sich unerbittlich wieder ein wie jener Geist in Goethes Gedicht, bevor der Meister das «Zauberwort» sprach. Hitler war ein Verzauberer, ein Anrufer und Aufbieter der Seelen wie seit Luther keiner mehr in der deutschen Geschichte, aber er ruhte nur selten in sich wie die Kugel im Schwerpunkt, und er verlor kaum sein «junges, verschrecktes Gesicht», weil er «nie ins Alter und in die Weisheit» gelangte, wie Alma Mahler-Werfel seherisch angemerkt hat. Hitler hatte auch Angst, sich selbst lächerlich zu machen, beispielsweise bei neuen Kleidungsstücken einschliesslich Kopfbedeckung. Um sich ja nicht zu blamieren, hatte er sich ein probates Mittel angewohnt: Sein Leibphotograph musste ihn in Frack und Zylinder aufnehmen, dann wurden die Bilder kritisch betrachtet, meist eine Frau zugezogen, alle Einzelheiten eingehend besprochen, bis Hitler spürte, ja wusste, mit diesem oder jenem Anzug würde er sich in der Öffentlichkeit nicht lächerlich machen.

Nach 1933 vermied es Hitler, sich in der von ihm bis dahin so geliebten «Kurzen», der Lederhose des bajuwarischen Stammes

zu zeigen. Dabei sah er darin ordentlich, beinahe zünftig aus. Aber als Reichskanzler durfte man in der Öffentlichkeit weder eine «Kurze» noch gar eine Badehose tragen. Sein elitäres Bewusstsein war ebenso hochgestochen wie verunsichert. Als erster Mann im Staate könne er es nicht riskieren, wie ein «Jedermann» zu erscheinen. So spaltete Hitler sein Menschentum streng in eine dienstliche und in die ganz andere private Sphäre. Indem er die Lederhose nicht mehr anzog, zog er ein Stück seiner Herkunft für immer aus. Er verlor an Originalität und erlangte nie die Souveränität des Duce, sich vor den Augen der Welt in der Badehose zu zeigen. Einerseits wurde Hitler nie müde, seine einfache Herkunft wie einen demokratischen Trumpf auszuspielen; andererseits verstieg sich dieser «Sohn des Volkes» in ein elitäres Getue, das den Sozial-Revolutionär Hitler beinahe widerlegte.

Mit welch lächerlichen Ängsten und Sorgen sich dieser Mann auf dem Gipfel seines Ruhms abquälte, zeigen solche Geständnisse: «Ich erinnere mich an ein Titelbild der ‚Berliner Illustrierten‘, das den damaligen Reichspräsidenten Ebert und den Kriegsminister Noske in Badehosen zeigte. Wenn das auch in einer Republik geschah, der Prestige Verlust war doch gross. Auch Mussolini setzt sich oft der Lächerlichkeit aus. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich in der Badehose mit dem damaligen österreichischen Bundeskanzler Dr. Dollfuss am Strand von Rimini photographieren liess, dabei war der Mini-Kanzler aus Wien auch noch im Cut, ein schauerliches Bild. Ich ärgere mich auch, wenn der Duce am Lido im Kreise seiner Familie in der Badehose herumläuft. Das macht ein grosser Staatsmann nicht! Wo bliebe die Ehrfurcht vor Napoleon, wenn uns solche Bilder von ihm überliefert worden wären? Darum bade ich nie im Freien.»

«Der Menschheit ganzer Jammer fasst mich an», möchte man mit Goethes Faust angesichts derartig infantiler Bekenntnisse eines geschichtsmächtigen Mannes ausrufen! Mussolini konnte es sich leisten, Duce und Mensch zugleich zu sein. Er war eine Persönlichkeit aus einem Guss, «ein Römer unter Italienern», wie ihn

Hitler einmal zutreffend apostrophierte. Hätte es zur Zeit Napoleons bereits die Photographie gegeben, so wäre dieser General, Erster Consul, Kaiser der Franzosen und allezeit der Meister-Inszenator seines Ichs geradezu versessen darauf gewesen, als Citoyen, als Vollender der Revolution von 1789 mit Hilfe von Photos noch populärer zu werden, als er es schon war.

Eine Sekretärin riet Hitler einmal, er könne doch in einem abgesperrten Gebiet baden. Da kam sie schlecht bei ihrem Führer an, zumal er auch hier eine Ausrede parat hatte: «Dann würde Hoffmann bestimmt jedes Mittel anwenden, um Aufnahmen von mir zu machen. Ich habe ohnehin immer Angst vor einer Photomontage, bei der jemand meinen Kopf auf einen anderen Körper in der Badehose setzt.» Natürlich hätte Heinrich Hoffmann dies nie getan, das wusste Hitler, als er diese mitleiderregende Schutzbehauptung aufbaute. Mächtiger, grosser, kleiner, armer Hitler!

Dr. Morell berichtet, dass Hitler als Patient äusserst schwierig war. Man könne ihn nicht dazu bewegen, eine Röntgenaufnahme von sich machen zu lassen. Wenn er ihm eine Spritze gebe oder ihn untersuchen wolle, durfte nur der benötigte Körperteil entblösst werden. Zuvor habe er seinen Diener angewiesen, das Zimmer zu verlassen.

Eines Tages hatte der Leibphotograph Hitler mit dem Scotch-Terrier «Burli» seiner Lebensgefährtin Eva Braun aufgenommen. Wütend verbot der Reichskanzler die Veröffentlichung. Hier wurde seine Ängstlichkeit zur Lächerlichkeit. Aber seine Begründung war hochgestochen: «Ein Staatsmann lässt sich nicht mit einem kleinen drolligen Hund photographieren. Nur ein deutscher Schäferhund ist eines Mannes würdig. Auch Bismarck hat sich nur mit seiner berühmten Dogge gezeigt.»

«Wer zum Verräter wird. . .

Drei Damen der Berliner Gesellschaft wurden zu Komplizen eines polnischen Spions, des Rittmeisters von Sosnowski. Mit Frau von Falkenhayn fing die Spionage-Affäre an; sie hatte den angeblichen Rittmeister auf dem Rennplatz in Karlshorst kennengelernt. Sosnowski soll der Sohn eines polnischen Gutsbesitzers gewesen sein. Sicher ist, dass er wegen Spiel- und Wechselschulden und nach einem Duell aus Polen fliehen musste. Völlig mittellos kam er in Berlin an. Frau von Falkenhayn nahm sich seiner an. Sie machte ihren Schützling mit der Gattin des Freiherrn Kurt von Hammerstein-Equord bekannt, der dem Grossen Generalstab angehörte.

Eines Tages nahm Frau von Hammerstein eine Einladung Sosnowskis zum Mittagessen an. Vorher hatte der Pole einen Photographen beauftragt, ihn bei Tisch mit der Gattin des Generalstäblers aufzunehmen. Das Unternehmen gelang. Sosnowski sandte unverzüglich die Aufnahme nach Warschau. Der polnische Geheimdienst war zufrieden und finanzierte Sosnowski grosszügig. Endlich aus seinen Geldschwierigkeiten heraus, drang er immer weiter in der Berliner Gesellschaft vor. Er wurde gut bekannt mit Frau von Natzmer und mit Fräulein von Jena, die beide im Reichswehrministerium arbeiteten.

Inzwischen war Hitler an die Macht gekommen. Nun plante Sosnowski ein ähnliches «Photoattentat» wie mit Frau von Hammerstein. Über Frau von Falkenhayn lernte er die Schauspielerin Maria Paudler kennen, die von Hitler sehr geschätzt wurde. Als sie heiratete, lud sie den Führer und Reichskanzler zu ihrer Hochzeit ein, er sagte grundsätzlich zu, bat aber Frau Paudler, sie möge ihm die Einladungsliste zuschicken. Das geschah. Der ewig misstrauische Hitler entdeckte darin zwei Namen, die ihn stutzig machten: Prinz Eitel Friedrich von Preussen und – Rittmeister von Sosnowski. Daraufhin schickte er seinen Adjutanten Brückner zur Hochzeitsfeier.

Seit mehreren Jahren war Sosnowski mit der Tänzerin Lea Nia-ko liiert. Sie wurde auf die Damen der preussischen Gesellschaft

eifersüchtig, machte ihm wiederholt Szenen und zeigte ihn, als alles nichts half, bei Admiral Canaris an: Rittmeister von Sosnowski ist polnischer Spion! Die Leute des Geheimdienstes observierten Sosnowski, vermochten aber keine Beweise zu finden und baten die Tänzerin daher, an der Seite Sosnowskis auszuharren und dem Admiral laufend zu berichten. Lea Niako aber handelte wieder als die Liebende: Sie gestand ihrem Sosnowski unter Tränen, dass sie ihn denunziert habe. Sosnowski schlug ihre Mitteilung in den Wind; denn er brauchte bald einen handfesten Ersatz für die ihm bei der Hochzeitsfeier der Maria Paudler entgangene Aufnahme an der Seite Hitlers. Und er schaffte es. Er verdichtete seine Beziehungen zu Frau von Falkenhayn, zu Frau von Natzmer und Fräulein von Jena. Bald hatte er sie so weit. Die Damen nahmen Sosnowski in das Reichswehrministerium mit, holten die deutschen Aufmarschpläne gegen Polen aus dem Panzerschrank, Sosnowski photokopierte sie an Ort und Stelle, und die Angestellten legten die Geheimdokumente wieder in den Panzerschrank zurück.

Aber Admiral Canaris und seine Leute hatten nicht aufgehört, diesen Sosnowski auf Schritt und Tritt zu beobachten. Der Einbruch in den Panzerschrank und die Übergabe der Aufmarschpläne gegen Polen wurden allen vieren zum Verhängnis. Die Beweisaufnahme wurde vom Gericht lückenlos anerkannt. Frau von Falkenhayn und Frau von Natzmer wurden zum Tode, Fräulein von Jena zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Reichsjustizminister Gürtner berichtete seinem Führer, dass die beiden Damen «preussisch», d.h. sehr gefasst in den Tod gingen.

Die Tänzerin Niako kam im Prozess mit einer geringen Strafe davon. Hitler war von ihrer Unschuld überzeugt und verschaffte ihr nach Verbüßung ihrer Strafe aus seinem Privatfond Zuwendungen, bis sie unter einem Pseudonym wieder auftreten konnte. Fräulein von Jena erlebte die Freiheit 1945 mit Hilfe der Sowjets. Sosnowski hatte auch lebenslänglich bekommen, wurde aber be-

reits nach einem Jahr gegen sieben in Polen verhaftete deutsche Agenten ausgetauscht. Man sieht, die Geheimdienste halten etwas von Tradition: Damals wie heute tauschen sie auf internationaler Ebene ihre «Opfer» wechselseitig aus.

Dem Führer und Reichskanzler war ein Gnadengesuch der hohen Damen aus Preussens Gesellschaft vorgelegt worden. Er liess sich zusätzlich die Aufmarschpläne kommen, die beinahe nach Warschau «ausgeliefert» worden wären, studierte alle Akten genau, war entsetzt über die Leichtfertigkeit von Frauen der Gesellschaft, erstaunt über die «Kunststücke», die ein mittelloser Flüchtling aus Polen in der Hauptstadt des Reiches zuwege brachte, und lehnte jede Begnadigung kategorisch ab.

Vor seiner kleinen Tischrunde erklärte er: «Als Privatmann hätte ich Gründe, die für eine Begnadigung sprechen, als Staatsmann nicht. Der Verrat militärischer Geheimnisse kann Tausende meiner Soldaten das Leben kosten. Wer zum Verräter wird, darf nicht auf Milde rechnen. Ich muss ein Exempel statuieren und ein für allemal klarstellen, dass Landes- und Hochverräter die ganze Härte des Gesetzes trifft, ganz gleich, wer sie sind!»

«Ich habe in Mühldorf eine kleine Besprechung»

Mitte März 1938 lud Hitler seine ständige Begleitmannschaft nach Mühldorf am Inn ein. Er verschwand in einem Schulgebäude, kam nach einiger Zeit in bester Laune zurück und richtete an seine Herren eine weitere «Einladung»: «Wollen Sie mich nicht die wenigen Kilometer bis Simbach begleiten? Ich möchte gerne einen Blick über den Inn in meine Geburtsstadt Braunau werfen.»

In Simbach angekommen, löste sich ein Teil dieser harmlosen Einladungen auf: Die Häuser und Strassen des Städtchens waren

geschmückt, Fahnen wehten, Spruchbänder begrüßten den Führer, und viele Menschen warteten auf ihn. Hitler war wie üblich in seinem Wagen aufgestanden, dankte der Menge mit seiner erhobenen Rechten und gab plötzlich seinem ahnungslosen Fahrer den Befehl, auf und über die Innbrücke zu fahren, in deren Mitte ein Offizier Meldung machte. Festlich gekleidete Kinder mit Blumen bejubelten den Heimkehrer in seinem Geburtsort.

Eine Minute später fuhr Hitler in den schönen Stadtplatz von Braunau am Inn ein, der schwarz von Menschen war. Ihre Begeisterung schien grenzenlos. Zur gleichen Zeit hatten deutsche Truppen die Grenze überschritten, es fiel kein Schuss, dafür schwenkten die Bewohner Blumen und bekränzten damit die Soldaten. Diese kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus, denn vor ein paar Stunden waren in Österreich die Hakenkreuzfahnen, die Hitlerbilder und die NS-Spruchbänder noch verboten. Nunmehr beherrschten sie die Städte, die Plätze, die Strassen, die Häuser, an denen die Truppen vorbeimarschierten und -fuhren, allen voran der Wagen des Führers.

In Linz an der Donau war erst recht alles auf den Beinen, der Stadtplatz voller Menschen und ihr Freudentaumel unbeschreiblich. Hitler stieg im Hotel Weinzinger ab. Behördenvertreter und führende Parteigenossen begrüßten den Befreier, oft zu Tränen gerührt. Inzwischen war auch der nationalsozialistische Bundeskanzler Dr. Seyss-Inquart aus Wien eingetroffen. Er hatte die friedliche Lösung der Anschlussfrage möglich gemacht.

Am 12. Februar 1938 hatte sich Bundeskanzler Dr. Kurt Schuschnigg im Berchtesgadener Abkommen Hitler gegenüber verpflichtet, dem nationalsozialistischen Teil der Bevölkerung, der bislang unterdrückt worden war, Recht und Freiheit zurückzugeben. Drei Wochen später brach Schuschnigg dieses Abkommen und setzte über Nacht eine Volksabstimmung an. Am 11. März zwangen die Nationalsozialisten Dr. Schuschnigg zum Rücktritt. Nun veranlasste Dr. Seyss-Inquart jene «Hilferuf-Politik» eines kleinen Landes gegenüber einem grossen, die seither

mehrmals nachgeahmt, aber niemals erreicht wurde, am wenigsten jene zwischen Kabul und Moskau in unseren Tagen. Dr. Seyss-Inquart wollte im Hotel Weinzinger zu Linz Hitler eine Meldung machen, aber dieser fiel ihm ins Wort und in den Arm und sagte gerührt: «Ihnen verdanke ich Österreich!»

«Ist das schon alles – oder kommt noch was nach?»

Ein Wiener Komiker hatte zum glückhaften Ende der Eingliederung Österreichs ins Reich Hitler und seinen Stab unterhalten dürfen. Dabei gab er ein Couplet zum Besten, dessen einzelne Strophen stets mit der tiefsinnigen Frage endeten: «Ist das schon alles – oder kommt noch was nach?» Hitler lachte schallend, er fühlte sich erkannt, ein in die Moderne verschlagener mittelalterlicher Hofnarr hatte die Wahrheit gesungen. Beinahe auf den Tag genau ein Jahr später «kam etwas nach». Am 15. März 1939 hatte Hitler den Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, Emil Hácha, nach Berlin gebeten, gerufen, befohlen? Heinrich Hoffmann machte wie üblich ein paar offizielle Aufnahmen. Beide Staatsmänner stellten sich in Positur, und Hoffmann knipste wie üblich. In der Regel fragte danach Hitler den jeweiligen Gast, ob er damit einverstanden sei, dass nunmehr noch ein weiteres Bild für die Presse angefertigt werde. Hácha war einverstanden wie übrigens auch alle vorherigen Staatsbesucher. Hoffmann wusste dies und stellte bereits vor dieser Höflichkeitsfrage Hitlers seine Kamera ein, knipste erneut und zog sich diskret zurück, blieb aber im Zimmer.

Der Präsident machte einen sehr nervösen Eindruck, verständlich, stand er doch vor dem schwersten Entschluss seines Lebens. Mit seiner Unterschrift würde oder wird er die Selbständigkeit seines Staates preisgeben. Hitler beobachtete angestrengt das nervöse Spiel von Háchas Händen. Denn die Verhandlungen wurden immer dramatischer. Hitler hatte ja einen seiner einsamen, unwider-

ruflichen Entschlüsse gefasst. Heinrich Hoffman bemerkte, dass irgendetwas Unvorhergesehenes geschehen werde; so verliess er den Raum. Eine Weile später erschien im Vorzimmer Dr. Morell; man habe ihn rufen lassen, erklärte er, weil der Präsident der Tschechoslowakischen Republik – in diesem Augenblick war er es ja noch – sich nicht wohlfühle.

Zusammen mit Morell betrat auch Hoffmann wieder den Verhandlungsraum. Emil Hácha sass schwer atmend in seinem Sessel. Er hatte einen Schwächeanfall erlitten. Nach Morells Spritze beruhigte er sich, und die Verhandlungen gingen weiter. Es dauerte aber noch geraume Zeit, bis der Leibphotograph des Führers die Vertragsunterzeichnung im Bilde festhalten konnte. Mit zitternder Hand und hektisch gerötetem Gesicht unterschrieb der Präsident das Todesurteil der Selbständigkeit seines Vaterlandes. Nachher dankte er Dr. Morell für die ärztliche Hilfe. Hitler geleitete Hácha höflich zum Ausgang.

Ein paar Stunden später ass Hitler mit seiner Runde in der Reichskanzlei zu Abend. Er sagte: «Der alte Herr hat mir leid getan, aber in einem solchen Augenblick ist Sentimentalität falsch am Platz, sie stellt nur den Erfolg in Frage.» Der ehrgeizige Professor Morell suchte Anerkennung für seine wirksame ärztliche Hilfe. «Gott sei Dank», sagte er und blickte Hitler an, «meine Injektion kam zur rechten Zeit!» «Hören Sie auf mit Ihrer Spritze!» fuhr ihn Hitler an, «Sie haben Hácha so lebendig gemacht, dass ich schon befürchtete, er werde die Unterschrift verweigern.»

Die Iden des März sind seit Caesars Zeiten die Kreuzwege der Weltpolitik, manchmal zum Heil, oft zum Verderb der Völker. «Kommt noch was nach?» hatte vor Jahresfrist der Sänger von Wien ahnungsvoll gefragt.

Mit dem Bruch seines Antrittsgesetzes, des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, den er am 15. März 1939 vollzog, kam das Verderben Europas «nach».

Das Gesicht Hitlers

Emil J. Schindler galt als der bedeutendste Landschaftsmaler der österreich-ungarischen Monarchie. Seine Tochter Alma, hochbegabt, wollte zunächst Komponistin werden, wurde jedoch die Frau von Gustav Mahler und später von Franz Werfel. Wie Bettina von Brentano hundert Jahre vorher die geistsprühende Wanderin zwischen den Klassikern und den Romantikern war, so ist Alma Schindler die Anregerin und Freundin von Naturalisten und Modernen geworden. Gerhart Hauptmann schätzte die Wienerin so aufrichtig wie ihr Landsmann Hugo von Hofmannsthal, in dessen Familie sie gerne weilte. Mit Thomas Mann war Alma bekannt, mit Walter Gropius kurze Zeit verheiratet und mit den Komponisten Pfitzner und Richard Strauss eng befreundet.

Ihre besondere Befähigung lag im tieferen Erfassen der menschlichen Physiognomie; sie war gleichsam eine Nachfolgerin des Schweizer Lavater, den Goethe überaus schätzte. Ende der zwanziger Jahre erfassen immer mehr Deutsche Wesen, Stimme und Gesicht Adolf Hitlers auch in Österreich. Diesem erregenden Phänomen wollte Alma Mahler-Werfel näherkommen, es definieren. Im Jahre 1933 ist es in Breslau endlich soweit. In ihrer Biographie berichtet sie über diese erste Begegnung mit Hitler, die freilich äusserst einseitig war. Denn ganz Breslau war auf den Beinen, um Hitler zu sehen, alle mussten stundenlang warten, nach einem günstigen Standort Ausschau halten und hoffen, diese Chance nicht zu verpassen, allen voran Alma, die kein politisches, sondern ein wissenschaftliches Interesse auf den Beinen hielt. Sie hatte Glück!

«Ein Gesicht, das dreissig Millionen Menschen bezwungen hat, das muss doch ein Gesicht sein – immerhin! Und richtig, es war ein Gesicht! Umklammernde Augen, ein junges, verschrecktes Gesicht, kein Duce! Sondern ein Jüngling, der kein Alter, der nie die Weisheit finden wird.»

Als sie nach dem Anschluss Österreichs mit ihrem Mann Franz Werfel in den Vereinigten Staaten von Amerika lebt, erhält sie

von Hitler das Angebot, ihr das Manuskript der 3. Symphonie Anton Bruckners für 7'500 Dollar abzukaufen. Der nationalsozialistische Stiefschwager der Alma, Eberstaller, bildete den Vermittler dieses Geschäftes, das freilich nicht zustande kam. Den ungeheuren Freudentaumel des Anschlusses macht Alma Mahler-Werfel in den Märztagen 1938 in Wien mit – als Beobachterin. Sie sieht, wie viele, viele Frauen «Berge von Blumen» vor dem Hitlerbild im deutschen Verkehrsbüro gegenüber der Oper niederlegen mit einer Hingabe, einer Dankbarkeit und einer Edöstheit, als wäre eine Art Heiland in die Donaustadt eingezogen. «Die Prozession der Hitlergläubigen reisst nicht ab», schreibt sie. «Die Frauen legten kniend ihre blühende Last vor dem Bild des Führers nieder.»

Hitler der Maler

Als Hitler anfangs der zwanziger Jahre als Politiker bekannt geworden war, entdeckte ihn Freund und Feind auch als Maler: jene kauften Aquarelle von ihm auf, die er in Wien oder in München gemalt hatte, diese verunglimpften ihn als «Anstreicher». Reichspräsident Paul von Hindenburg wusste natürlich nicht, dass sich Hitler vor dem ersten Weltkrieg sein Brot mit Hilfe seiner Aquarelle verdient hatte. Da er ihn anfangs gleichfalls ablehnte, prägte er das böse Wort: «Diesen böhmischen Gefreiten werde ich niemals zum Reichskanzler ernennen.» Für den Generalfeldmarschall war Hitler eben nur der «Gefreite», noch dazu ein «böhmischer». Wie Ludendorff kannte sich auch Hindenburg in der Geschichte und in der Geographie des Vielvölkerstaates der Donaumonarchie nicht recht aus. Aristokraten und Grossbürgerliche rümpften ihre Nasen über den «Proleten Hitler». Nach der Machtergreifung kauften manche Leute, die Hitler aus dem «Hochgefühl» ihres Standesdünkels als Angehörigen des ehrenwerten Berufes der «Anstreicher» geschmäht hatten, seine Aquarelle, die nach 1933 pro Stück 30'000 Reichsmark kosteten.

Hitler hat nie behauptet, ein grosser Maler zu sein. Als Kunstkenner war er selbstkritisch. Seine Aquarelle entstanden aus Existenznot; er hatte ja nichts gelernt, er war ohne Beruf; so hielt er sich mit Hilfe seiner Kunst kümmerlich genug über Wasser. Jene viel zu vielen aus den «guten Kreisen» nahmen vom Führer und Reichskanzler, den sie als «Proleten» oder «Gefreiten» jahrelang bekämpft hatten, in strammer Haltung Orden, Beförderungen, Posten und Geschenke an. Auch das gehört zum Lauf der Welt. Nach 1933 gab Heinrich Hoffmann eine Faksimile-Mappe von Hitlers Aquarellen heraus, soweit sie damals für ihn greifbar waren. Natürlich wurde dieses Buch ein Bestseller, auch in Nordamerika. Denn 1935 veröffentlichte die Zeitschrift «Esquire» farbige Reproduktionen aus Hoffmanns Buch.

Nach dem Zusammenbruch zeigten viele Amerikaner ein gesteigertes Interesse für den Maler Hitler. Seine Aquarelle erzielten noch einmal Phantasiepreise. In einem Museum von Washington befinden sich zwei Bilder Hitlers: «Der Alte Hof», einer der ehrwürdigsten Plätze in Wien, und «Der Ratzenstadl in Wien.»

Hitler hatte auch als Reichskanzler seine Amateur-Kunst als Maler und Zeichner nicht aufgegeben. Seine Skizzen und Pläne nach 1933 gehen in die Hunderte. Etwa 350 Aquarelle sind erhalten geblieben. Die Innengestaltung des Senatsssaales des «Braunen Hauses» entwarf er auf einer Speisekarte des Café Heck. Einige Monate später wurde der Entwurf Wirklichkeit, freilich nicht dessen Bestimmung. Denn niemals tagten darin Senatoren zur Kontrolle, zur Beratung und zur Beschlussfassung über die Politik des Führers und Reichskanzlers.

Schon in Wien hatten die Professoren, die die Aquarelle Hitlers zu begutachten hatten, erkannt und entschieden, dass sie mehr die architektonische denn die malerische Begabung des Kunstanwärters nachwiesen. In München zeichnete Hitler Serien von Triumphbogen. Er zeigte sie seinem Kunstfreund Hoffmann und sagte: «Die werden in Deutschland einmal errichtet werden.» Hitler irrte wie so oft. Als Hoffmann fragte: «Warum sind Sie

eigentlich nicht Maler oder Architekt geworden?», antwortete Hitler: «Ich habe mich entschieden, der Baumeister des Dritten Reiches zu werden!»

Hitler der Kunstsammler

Als Hitler Heinrich Hoffmann privat besuchte, entdeckte er in dessen Wohnung gleich zwei «Grützner». Hitler spontan: «Wenn ich jemals zu Geld komme, kaufe ich mir soviel «Grützner», wie ich bekommen kann. Mit Hilfe seiner Autorenhonorare kam er schon während der Kampfzeit zu Geld; später brachten ihm die «Führer-Sonderbriefmarken» grosse Geldbeträge ein. So überreichte Reichspostminister Ohnesorge seinem Führer im Beisein eines Freundes einmal einen Scheck von 50 Millionen Reichsmark.

Es ist bemerkenswert, dass Hitler die Gemälde des oberschlesischen Malers Eduard Ritter von Grützner bevorzugte. Durch das Werk dieses Künstlers zieht sich das Motiv des fröhlichen, gemüthlichen Zechers; doch gehören auch Genrebilder aus dem Mönchs- und dem Jägerleben dazu. Der Antialkoholiker und der Anti-Nimrod suchte augenscheinlich auf der Leinwand eine Art Wiedergutmachung für seine doppelte Abstinenz.

Im Laufe der Zeit brachte es Hitler zu einer ansehnlichen privaten Gemäldegalerie in seiner Münchner Wohnung, vorwiegend von Meistern der «Schwabinger»: Lenbachs «Bismarck in Kürassier-Uniform», Franz von Stucks «Die Sünde», Anselm Feuerbachs «Parklandschaft», viele Grützner, ein Zügel und mehrere Spitzweg.

So wahllos Hitler seine Bilder sammelte, verfolgte er doch dabei den Grundsatz, niemals Gemälde aus den Schätzen zur «Sicherung des jüdischen Kunstgutes» zu erwerben oder sich schenken zu lassen. Alfred Rosenberg war der Beauftragte für das arisierte Kulturgut. Sein diesbezüglicher Stab sass in Paris. Der Reichsleiter wollte seinem Führer einmal eine besondere Freude ma-

chen: er wählte aus der Rothschild-Galerie das kostbare Gemälde «Der Astronom» von Vermeer van Delft aus und aus dem Louvre «Madame Pompadour» von Boucher.

Wenn Hitler von Berlin oder später von seinem Hauptquartier nach München fuhr, stieg er zunächst in seinem «Führerbau» unweit des Königsplatzes ab. Hier besichtigte er die von ihm angekauften oder ihm von Kunsthändlern angebotenen Gemälde. Als ihm der Verwalter des Hauses die beiden «Geschenke» Rosenbergs aus Paris übergeben wollte, erklärte Hitler: «Sagen Sie Rosenberg, dass ich solche Geschenke nicht annehme! Diese Werke gehören in eine Galerie. Nach Kriegsende wird über ihr weiteres Schicksal entschieden werden.» Die sogenannte «entartete Kunst» bekämpfte Hitler rigoros. Dr. Joseph Goebbels war auch Leiter der Reichskulturkammer; sein Beauftragter für die bildende Kunst, Adolf Ziegler, erhielt von ihm den Auftrag, alle dem nationalsozialistischen Regime nicht genehmen Gemälde aus den deutschen Galerien zu entfernen. Goebbels hatte bereits nach der Machtergreifung das schandbare Spektakel der «Bücherverbrennung» auf eigene Faust veranstaltet. Nun gedachte er, den inquisitorischen Eiferer von San Marco, Florenz, den Prior Savonarola, zu überbieten. Goebbels wollte noch mehr Bilder den Flammen übergeben als einst der Mönch des späten Mittelalters. Aber Hitler erfuhr rechtzeitig davon und verbot dieses traurige Schauspiel.

Dafür beauftragte er den Reichspropagandaminister mit der Bildung einer Kommission zu dem Zwecke, Werke der «entarteten Kunst» im Ausland gegen solche der traditionellen Malerei auszutauschen. Hitler meinte dazu: «Es würde mich freuen, wenn wir einen Picasso oder Pechstein gegen Dürer oder Rembrandt eintauschen könnten.»

Goebbels hatte bald erfahren, dass Heinrich Hoffmann seinen «Bildersturm» verhindert hat. Er rächte sich auf seine Weise. Eines Tages zeigte Hitler dem Minister und dem Leibphotographen seine Privatsammlung in der Prinzregentenstrasse 16. Dabei blieb Goebbels vor einem Löwith länger stehen, betrachtete das

Gemälde mit geheucheltem Interesse und sagte dann mit einem giftigen Seitenblick auf Hoffmann: «Fürwahr, ein gutes Bild! Kein Wunder, Löwith ist einer der begabtesten jüdischen Maler.» Das Gemälde blieb trotzdem in Hitlers Wohnung hängen.

Die Kunstbegeisterung hatte auch andere führende Parteigenossen erfasst, allen voran Hermann Göring, der sich deshalb sogar vor dem Nürnberger Tribunal verteidigen musste. Mehr und mehr überboten sich Ribbentrop, Göring, Rosenberg, Goebbels und natürlich Hitler. Es kam zu unerfreulichen Zwischenfällen. So lehnte Hitler einen «Bismarck» von Lenbach ab, weil ihm der Preis von 30'000 Reichsmark zu hoch erschien. Kurze Zeit später kam das Bild bei Lange in Berlin zur Versteigerung. Göring gab den Auftrag, es zu erwerben. Er kaufte es für 75'000 Reichsmark und schenkte es Hitler zum Geburtstag. Als der Führer den Preis erfuhr, wurde er wütend und ordnete den sogenannten «Führervorbehalt» an: Kein Bild von kunsthistorischem Wert durfte ohne seine Zustimmung künftig den Besitzer wechseln. Auf diese Weise sicherte er sich das Vorkaufsrecht. Alle hielten sich daran, nur der Reichsmarschall Göring nicht.

Interessierte sich Hitler für ein Gemälde, so wurde der Generaldirektor Posse von der Dresdener Galerie und nach dessen Tod sein Nachfolger Dieter Voss beauftragt, den Preis festzusetzen. Hitler wurde von einem Amsterdamer Kunsthändler ein Vermeer «Christus und die Sünderin» angeboten. Er war sehr daran interessiert, aber Göring überbot seinen Führer, freilich mit der verbindlichen Erklärung, dieses Bild der Linzer Galerie zu stiften, sobald sie errichtet würde. «Hauptsache, das Bild bleibt in Deutschland», tröstete sich Hitler. «Dafür sorgt der Führervorbehalt.»

Bei dem berühmten Gemälde Vermeers van Delft «Der Künstler in seinem Atelier» aus der Czernin-Galerie in Wien machte Hitler von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch. Er vertrat den Standpunkt, dass solche Gemälde in keine Privat-Galerie gehörten, sondern Gemeingut aller Kunstliebenden sein müssen.

So kam dieses Werk zu den Bildern, die für die Linzer Galerie vorgesehen waren. Insgesamt waren auf Anweisung Hitlers für diese grosszügigst geplante Linzer Galerie ungefähr 10'000 Gemälde angekauft worden, u.a. viele aus der Privatschatulle des Reichskanzlers und Kunstsammlers. Darunter befand sich «Aschenbrödel», das Hauptwerk des Moritz von Schwind; Makarts imposantes Gemälde «Die Pest von Florenz» hatte Mussolini Hitler geschenkt. «Leda mit dem Schwan» von Leonardo da Vinci, ein Selbstportrait Rembrandts, den «Honigdieb» von Cranach d. Ä., die «Tanzenden Kinder» von Watteau, «Madonna mit Kind» von Rubens aus dem Besitz des deutschen Kronprinzen und ein Bild von Adolf Menzel «Aufbau in Schlesien» hatte Hitler persönlich für seinen Traum, in seiner Vaterstadt Linz an der Donau eine herausragende Gemäldesammlung aufzubauen, aus eigenen Mitteln gestiftet.

Der weltberühmte «Diskuswerfer» von Myron, durch Vermittlung Mussolinis für eine halbe Million Mark aus fürstlich-italienischem Besitz erworben, war ebenfalls für die Linzer Galerie bestimmt. Diese Plastik wurde nach 1945 an Italien zurückgegeben. Gefragt, warum er gerade Linz so reichlich mit Kunstschätzen ausstatten wolle, erklärte Hitler: «Die Erinnerung an meine dort verlebte Jugendzeit mag dabei eine Rolle spielen; aber in erster Linie will ich verhindern, dass nur die Metropolen Kunstzentren sind.»

Adolf Hitler schenkte gern und gezielt. Engere Mitarbeiter, verdiente Parteigenossen und führende Persönlichkeiten aus Staat, Wehrmacht und Wirtschaft bedachte er an Geburtstagen und an Jubiläen mit wertvollen Gemälden. Dabei wählte er mit Bedacht aus. Der Reichsverkehrsminister Dorpmüller erhielt zu seinem 70. Geburtstag den Spitzweg «Die Eisenbahn». Reichspostminister Ohnesorge bekam die «Alte Postkutsche» von Paul Hey, Grossadmiral Raeder eine «Seeschlacht» von Willem van der Velde. Dem Reichsmarschall und Reichsjägermeister Hermann Göring schenkte Hitler die «Falknerin» des Wiener Malers Hans Makart. Für Dr. Robert Ley, den trinkfreudigen Schöpfer der

«Deutschen Arbeitsfront», opferte Hitler sogar einen Grütznern, den «Zechenden Mönch». Für Dr. Joseph Goebbels, den Schwerenöter und Frauenhelden, fand Hitler zu dessen fünftem Hochzeitstag ein besonders beziehungsreiches Geschenk, Spitzwegs «Ewigen Hochzeiter».

Hitlers Vorsehung

Die Katechismus-Vorstellung von einem persönlichen Gott hatte Hitler früh verloren, endgültig wohl im ersten Weltkrieg; niemals jedoch hörte er auf, gottgläubig zu sein. Aus dem Schützengraben des ersten Weltkrieges schrieb er einmal diese Zeilen nach München:

«Der Krieg veranlasst zum tiefsten Nachdenken über alles Menschliche. Nichts hasse ich so sehr wie den Schund. Wo es um grosse Schicksale geht, kann man nur Homer und das Evangelium lesen. In den späteren Jahren des Krieges las ich Schopenhauer, und immer wieder griff ich nach ihm. Die Reclam-Ausgabe von ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘ in meinem Tornister ist ganz zerlesen gewesen.»

Der junge Baldur von Schirach berichtet, dass Hitler bei ihren ersten Gesprächen in Weimar 1926/27 von Goethe wenig kannte; später begründete Hitler seinen Pantheismus mit Hilfe des Olympiers von Weimar. Er zitierte wiederholt, wengleich etwas verkürzt, dieses pantheistische Gottesbekenntnis des Dichters: «Wär’ nicht das Auge sonnenhaft, wie könnt’ die Sonne es erblicken. Läg’ nicht in uns des Gottes eigene Kraft, wie könnt’ uns Göttliches entzücken!»

Während der Kampfzeit und nach der Machtergreifung nahm Hitlers «Vorsehung» sehr persönliche, berechnende Züge an. In dem Bildband «Hitler, wie ihn keiner kennt» war eine Aufnahme enthalten, die ihn beim Verlassen einer Kirche in dem Augenblick zeigt, in dem das goldene Kreuz des Torgitters genau über seinem Kopf steht. Hess wollte dieses Bild entfernt wissen, doch Hitler entschied: «Lassen wir es ruhig drin! Was ich in der Kirche und

beim Verlassen dachte, weiss niemand. Aber wenn das Volk denkt, ich sei ein frommer Mann, so kann das nicht schaden.» Die überaus persönliche Beziehung Hitlers zu «seiner» Vorsehung wird nur verständlich, wenn man seinen absoluten Sendungsglauben und die vielfältigen Gefahren für Leib und Leben bedenkt, denen er ausgesetzt war und auf wunderbare Weise immer wieder entging. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle seine Reden und Bekenntnisse sein durch nichts zu erschütternder Glaube: «Die Vorsehung hat mich dafür ausersehen, unser Volk nach dem Zusammenbruch von 1918 wieder aufzurichten und das Reich zu erneuern, sonst hätte sie mich nicht vor den ungezählten Gefahren des Krieges und vor den vielen Anschlägen auf mein Leben bewahrt bis auf den heutigen Tag.» So entstand eine ebenso unvermeidliche wie verhängnisvolle Wechselwirkung zwischen Zufall und Notwendigkeit.

Was hatte den Attentäter Stauffenberg kurz vor dem Betreten der Baracke, in der die Lagebesprechungen stattfanden, bewogen, den zweiten Sprengkörper herauszunehmen? Auf diese Weise tötete er mehrere seiner Offizierskameraden, aber Hitler blieb so gut wie unverletzt! Gerade dieses «Wunder» verstärkte erneut Hitlers Glauben an die Vorsehung. «Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, dass ich in der Hand Gottes stehe, auf dass ich mein Werk vollende, so ist er jetzt erbracht», sagte Hitler wie erlöst nach dem Attentat zu Mitarbeitern. Nunmehr glaubte er erst recht an den Endsieg, und das Volk glaubte weiterhin unbeirrbar an ihn.

Hitler bezeichnete die Österreicher einmal als «sehnstüchtige Menschen». Er selbst war darüber hinaus eine ahnungsvolle, mit einem unheimlichen Witterungsvermögen ausgestattete Persönlichkeit, die gleichsam ständig mehrere Antennen ausgefahren hatte; sie trugen ihm heimliche Botschaften des Kommenden zu. So hatte er am 8. November 1939 ohne jeglichen Terminzwang die übliche Erinnerungsfeier nur mit einer kurzen Ansprache bedacht und seine alten Gefährten vom 9. November 1923 scho-

ckiert, weil er, ohne bei ihnen zu verweilen und sich mit Händedruck von ihnen zu verabschieden wie alle Jahre vorher, den Bürgerbräukeller gleichsam fluchtartig verliess. Hatte Hitler in seinem Innern das Ticken des Zeitzünders der Bombe vernommen, die der Uhrmacher Elsner mit unglaublicher Präzision in der Säule hinter dem Rednerpult eingebaut hatte? Eine Viertelstunde nach dem Weggang Hitlers war der Sprengkörper explodiert, er riss einen Teil der Saaldecke nieder, just da, wo Hitler noch kurz vorher gesprochen hatte.

Hinterher sagte Hitler: «Ich hatte ein so eigenartiges Gefühl, ich wusste selbst nicht, warum es mich so wegtrieb aus dem Bürgerbräukeller.»

Im Jahre 1936 fuhr Hitlers Sonderzug von Wilhelmshaven nachts nach Berlin zurück. Seine Begleiter bemerkten die aufsteigende Nervosität ihres Führers. «Schaub», sagte er, «sagen Sie dem Lokführer, dass er die Geschwindigkeit drosselt!» Der Adjutant kam mit der Meldung zurück, dass dies unmöglich sei. Der Sonderzug müsse mit 130 Stundenkilometer fahren, weil sonst der Fahrplan der Reichsbahn durcheinanderkäme. Eine Weile später kreischten die Zugbremsen, durch den Sonderzug ging ein heftiger Ruck, die Fahrgäste flogen von ihren Sitzen hoch, alle blickten sich entsetzt an, und der Zug hielt auf freier Strecke. – Eine Wandertruppe von 22 Schauspielern war von ihrer Vorstellung auf der Heimfahrt, der Fahrer kannte den Fahrplan der Reichsbahn genau, nur nicht jenen des Sonderzuges Hitlers. So meinte er, dass er den Bahnübergang wie üblich kreuzen könne; die heruntergelassenen Schranken erblickte er zu spät, alle 23 Menschen kamen ums Leben.

Hitler war über diese Meldung erschüttert. Unverzüglich ordnete er an: «In Zukunft wird mein Sonderzug nicht schneller als 60 Stundenkilometer fahren. Bei meinem Auto habe ich die Höchstgeschwindigkeit schon auf 80 km herabgesetzt. Gefühlsmässig sage ich mir, bei allzu hohen Geschwindigkeiten muss es zu Unfällen kommen. Dann ist alles aus!»

Franco und Hitler

1937 erklärte Hitler im kleinen Kreis vor Journalisten, dass Italien und vor allem Deutschland für Generalissimus Franco den Bürgerkrieg zu dessen Gunsten entschieden haben. Franco nannte sich als Sieger genauso wie seine beiden Partner, also Caudillo = Führer = Duce. Im schroffen Gegensatz zu Mussolini, der 1939/40 an der Seite des Deutschen Reiches in den Krieg eintrat, dachte Franco nicht daran, seine Dankesschuld an Hitler in der gleichen Weise wie Italien abzustatten. Der Caudillo liess es zunächst mit Botschaften und anderen Freundlichkeiten bewenden. Nach dem Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges schickte er seine «Blaue Division» an die Ostfront. Dabei blieb es.

1940, nach dem Blitzkrieg Hitlers gegen Frankreich, versuchte dieser, Franco und sein Land zum aktiven Kriegseinsatz zu bewegen. Die beiden, der Führer und der Caudillo, trafen sich in Hendaye an der spanisch-französischen Grenze. Die Begegnung war herzlich, Franco liess es an keiner Bewunderung und an sonstigen Artigkeiten gegenüber Hitler fehlen, aber zu einem Bündnis gegen den gemeinsamen bolschewistischen Feind, vor dem Spanien nur mit deutsch-italienischer Hilfe gerettet worden war, kam es nicht. Der Caudillo war ein Realist. Als Hitler von seinem Staatsbesuch in Rom 1938 nach Berlin zurückgekehrt war, bereitete es ihm ein diebisches Vergnügen, den körperlich unproportionierten Kaiser und König Viktor Emanuel schauspielerisch perfekt zu imitieren. Der italienische Monarch war eine Sitzgrösse, und Hitler verstand es zum Gaudium seiner engsten Mitarbeiter hinreissend, die tragikomischen Veränderungen des stehenden und des sitzenden Königs nachzuvollziehen. Ähnlich schilderte er 1940 auf dem Obersalzberg seinen Gästen, dass ihn General Franco zur Begrüssung in Hendaye auf die linke und auf die rechte Wange geküsst habe. Er finde es schlechthin «unmännlich», wenn sich Männer wechselseitig «abbusseln». Leider oder Gott sei Dank sei dem Caudillo der Überraschungseffekt vollkom-

men gelungen, sonst hätte er sein Gesicht vor einer ihm derart widerwärtigen Berührung zu schützen gewusst, das aber wiederum hätte ihm Franco sicherlich verübelt. Romanen und Slawen gingen seiner Meinung nach bei ihren Höflichkeiten unter Männern entschieden zu weit. Der Duce sei frei von dieser Unsitte, er sei freilich auch ungleich mehr Römer als Italiener.

Ausserdem sei er, Hitler, sicher, dass Franco auf allen seinen Reisen eine Reliquie mitführe. Beweisen könne er es nicht, aber Andeutungen dafür habe er mehrmals wahrgenommen, zumal er aus der Geschichte der spanischen Herrscher, voran Philipp II., ja wisse, dass derartige Schutz- und Wundermittel üblich seien. Er habe auch gar nichts dagegen, aber merkwürdig sei es schon, mit einem Staatsmann des 20. Jahrhunderts verhandeln zu müssen, der irgendwelche Gebeine irgendwelcher Heiliger bei sich habe. Wie alle Menschen war auch Hitler jeweils stolz darauf, wenn sich seine Mutmassungen hinterher bestätigten; jene über Francos Reliquienbesitz auf Reisen sollte er nicht mehr erleben. Denn erst am 18. Februar 1980 brachte die «Süddeutsche Zeitung» diese Meldung:

«Dona Carmen, die Witwe des verstorbenen spanischen Staatshaupts General Franco, hat eine Reliquie der heiligen Therese von Avila den Karmeliterinnen von Ronda zurückgeben lassen, die den übrigen Leichnam aufbewahren. Franco hatte sich von der Reliquie – dem linken Arm der Heiligen – nicht getrennt, seit sie nach dem Fall von Malaga im Jahre 1937 im Gepäck eines republikanischen Offiziers gefunden worden war. Selbst auf Reisen nahm Franco den Arm mit.»



Der ‚Autonarr‘ Adolf Hitler besichtigt Mercedes-Rennwagen.



*Der Hausherr in der Reichskanzlei überprüft die Tischordnung seiner Gäste –
rechts sein Diener Linge – links sein Diener Junge.*

Götterdämmerung

Eine geheimnisvolle Reise

Hitler war ein Meister der Geheimhaltung. Vermutlich hatte er ihre Praxis von den sudetendeutschen Nationalsozialisten erlernt. Bereits im Jahre 1904 hatten sie mit dem «Trautenauer Programm» die erste «Nationalsozialistische Arbeiterpartei» der Geschichte gegründet. Der tschechische Staat verfolgte derartige Bestrebungen rigoros. Daher arbeiteten die Nationalsozialisten lange im Untergrund. Sicherheit bedeutete hier alles, sie konnte allein durch ein System der Geheimhaltung gewährleistet werden. Die sudetendeutschen Nationalsozialisten haben es entwickelt: Wenn einer das Geheimnis kennt – und sie schrieben eine 1 aufs Papier –, dann weiss es nur dieser eine. Wenn zwei es wissen – und sie schrieben neben die 1 noch eine 1 –, dann wissen es 11; waren aber gar drei davon in Kenntnis gesetzt, so fügten sie den beiden Einsern noch eine dritte dazu =111!

Dieses System der Geheimhaltung dürfte das Einmaleins jeglicher illegalen Tätigkeit sein, der politischen wie der kriminellen. Adolf Hitler hatte bei der sogenannten «Zwischenstaatlichen Tagung» von Nationalsozialisten des Sudetenlandes, Österreichs und Bayerns im August 1920 in Salzburg seine kurze Ansprache mit den Worten begonnen: «Ich schäme mich, als Vertreter der Nationalsozialisten des Deutschen Reiches eingestehen zu müssen, dass wir Euch Sudetendeutschen und Ostmärkern gegenüber die weitaus schwächste, kleinste Partei darstellen.» Sein Gedankenaustausch mit diesen erfahrenen Parteigenossen aus den Sudeten- und Alpenländern ist für Hitler überaus fruchtbar geworden. Das Geheimhaltungsrezept steht dabei obenan, zumal die NSDAP bis zum Putsch von 1923 weitgehend konspirativ arbeitete.

Hitler entwickelte die Geheimhaltung bis zur Vollendung weiter, vor allem nach 1933. Freilich musste er dafür zwei Nachteile in Kauf nehmen: er konnte im Reichskabinett seine Pläne nicht eingehend und einschlägig beraten, und er stiess immer wieder enge und engste Mitarbeiter vor den Kopf. Natürlich empfand Hitler

diese beiden Nachteile als Vorteile. Er war immer ein Mann der einsamen Entschlüsse, er fasste sie in seinen vielen schlaflosen Nächten, er grübelte, zermarterte seinen Kopf, wog das Für und Wider ab, hatte die einschlägigen Fakten wie immer perfekt in seinem Kopf und wartete auf die Eingebung der Vorsehung. Der Staatsmann Hitler fasste seine Entschlüsse nicht wie ein Wissenschaftler oder wie ein Kaufmann, sondern als Künstler. Und er traf von Januar 1933 bis zum September 1938 immer ins Schwarze. Diese sagenhaften Erfolge führten bei den Massen des Volkes oben wie unten zu dem geflügelten Wort: «Der Führer hat immer recht!» So wuchs Hitler zum Alleinherrscher heran, der keine Berater oder Partner, erst recht keine Kritiker brauchte, sondern allzeit getreue Gefolgsleute und blind gehorchende Ausführungsorgane. Auf diese Weise wurden die Kabinettsitzungen bald überflüssig; die Reichsminister, Reichs- und Gauleiter und die Generale hatten sich zu schnell daran gewöhnt, Befehle auszuführen anstatt mitzudenken. Sicher kannten die meisten von ihnen das lateinische Sprichwort: «Alles, was du tust, tue klug und bedenke das Ende!» Nach 1933 zog Hitler Göring noch manchmal zu Rate; da meinte der spätere Reichsmarschall mehr ernst als scherzend: «Aber, mein Führer, Sie spielen ja *va banque*.» Hitler war weit davon entfernt, Görings Einwurf als Kritik aufzufassen, er nahm es vielmehr als Kompliment, als er leichthin erwiderte: «Ganz recht, Göring, das habe ich schon seit meiner Jugend so gehalten.»

Eines Mai-Tages 1940 gingen an den ständigen Begleiterstab des Führers diese Anweisungen: In einer Stunde mit Gepäck in der Reichskanzlei sein, Hintereingang benutzen! Kurz bevor die Mannschaft in die Wagen stieg, konnte Heinrich Hoffmann ein paar Worte mit Hitler sprechen: «Geht es nach Norwegen, Herr Hitler?» «Ja», sagte er, «wer hat es Ihnen verraten?» «Es war nur eine Vermutung», meinte er. Da schaute Hitler seinen Leibphotographen fragend und mahnend zugleich an und sagte: «Sagen sie es nicht weiter, Hoffmann!» Zumindest in diesem Augenblick dürfte Heinrich Hoffmann gewusst haben, dass ihn sein Führer

verkohlte. Und Hitler setzte mit diebischer Freude sein Geheimhaltungskonzept fort.

Die Wagenkolonne fuhr in Richtung Flugplatz Staaken, aber zur allgemeinen Überraschung daran vorbei; nur der letzte Wagen hielt und sperrte die Strasse für alle nachkommenden Autos. Ein, zwei Stunden mochte die Fahrt gedauert haben, als die Kolonne vor einer geschlossenen Bahnschranke hielt. Man stieg um, denn auf der freien Strecke wartete der Sonderzug des Führers. Im Speisewagen traf sich alles wieder. Das grosse Rätselraten ging weiter. Da der Zug in Richtung Hamburg fuhr, schien sich die Vermutung, Norwegen sei das Ziel, zu bestätigen. Da sagte Hitler: «Hoffmann, haben Sie eine Schwimmweste mitgenommen?» «Nein, Herr Hitler, warum sollte ich als Schwimmer eine mitnehmen, wenn Sie als Nichtschwimmer Ihre zu Hause gelassen haben!»

Der Zug hielt in Celle. Reichspressechef Dietrich holte die inzwischen aus Berlin eingetroffenen Meldungen. Hitler überflog die Berichte und begab sich früher als sonst zur Ruhe. Es war Nacht geworden. Kurz nach 24 Uhr stellten einige Mitreisende fest, dass der Sonderzug erneut durch Celle fuhr. Man erkannte das Ablenkungsmanöver, aber immer noch nicht das Ziel. Ganz gegen seine Gewohnheit erschien Hitler vor dem Morgengrauen zum Frühstück.

Als es draussen hell wurde, legte er seine Uhr vor sich auf den Tisch. Plötzlich nahm er sie in die Hand, zählte laut die Sekunden und erklärte dann feierlich: «Meine Herren, es ist genau fünf Uhr fünfundvierzig. In diesem Augenblick fällt der erste Schuss!» Es war der 10. Mai 1940. Die Offensive im Westen hatte begonnen.

Am Grabe Napoleons

Am 17. Juni 1940 erhielt Hitler in seinem Hauptquartier «Wolfschlucht», das bei Bruly la Pêche in der Nähe von Brüssel lag, die Nachricht von der Kapitulation Frankreichs. Für einen Augen-

blick überwältigte ihn die Siegerfreude: Er schlug sich mit beiden Händen klatschend auf die Knie. Die Generale waren tief bewegt, hatten sie doch alle vor 22 Jahren die Niederlage des Reiches miterlebt. Nun war diese Schande gelöscht. Da trat Generaloberst Keitel, mitgerissen von der geschichtlichen Stunde, zu Hitler und gratulierte ihm: «Mein Führer, Sie sind der grösste Feldherr aller Zeiten!» Damit war jener verhängnisvolle Satz geboren, der als Kürzel «Gröfaz» Hitlers Beiname nach Stalingrad wurde und nach dem Zusammenbruch in die Geschichtsbücher einging.

Unweit von der «Wolfsschlucht» stand ein sauberes Häuschen, das nun deutsche Soldaten bewohnten. Sie hatten diesen Zettel vorgefunden: «Besitzer dieses Häuschens ist Deutschlehrer im Ort. Er bittet alle, die davon Besitz ergreifen, um Schonung seines einzigen Eigentums. Gott wird es Ihnen lohnen.» Als man Hitler diesen Vorfall meldete und hinzufügte, mit welcher Liebe die Landser das Gärtchen pflegten und das Haus in Ordnung hielten, sagte er: «Ich will nicht, dass sich meine Soldaten in Frankreich so benehmen, wie es die Franzosen nach dem ersten Krieg im Rheinland gemacht haben. Ich habe Befehl gegeben, dass jeder Plünderer unnach-sichtig erschossen wird. Ich will mit Frankreich zu einer Verständigung kommen. Die Franzosen erhalten einen vorteilhaften Waffenstillstand und einen sehr grosszügigen Friedensvertrag, obwohl sie mir den Krieg erklärt haben.»

Auf der Fahrt in das eroberte Paris sagte Hitler zu seiner Begleitung: «Ich bin glücklich, dass Paris verschont blieb, es wäre für die europäische Kultur ein Verlust von weittragender Bedeutung, wenn man diese wunderschöne Stadt zerstört hätte.» Die Pariser Oper machte auf Hitler einen starken Eindruck: «Das ist ein Opernhaus nach meinem Geschmack. Schon immer war es mein Traum, dieses Prachtwerk französischer Baukunst mit eigenen Augen zu sehen!» Hitler ging durch die Räume, als sei ihm jeder Winkel vertraut. Wieder war in ihm der Künstler durchgebrochen. Der Krieg und die Politik schienen bei ihm wie weggeblasen.

Höhepunkt seiner Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Paris blieb der Invalidendom mit der Grabstätte Napoleons. Der Baumeister hatte den Sarkophag nicht wie sonst üblich über dem Boden, sondern in der Tiefe eines grossen Gevierts aufgestellt. Auf diese Weise zwingt der Künstler alle Besucher, dem toten Kaiser ihre Reverenz zu erweisen: Sie müssen sich vor ihm verbeugen, sofern sie seine letzte Ruhestätte betrachten wollen. Hitler versenkte sich tief und lang vor dem Kaiser der Franzosen. Als er sich von dem Banne gelöst hatte, sagte er: «Das war der grösste und schönste Augenblick meines Lebens.»

Zum Tee bei Otto Meissner

Otto Meissner, Jurist und Beamter, wurde 1920 Leiter des Büros des Reichspräsidenten. Er stammte aus dem Elsass; den drei Reichspräsidenten Friedrich Ebert, Paul von Hindenburg und Adolf Hitler diente er vorbildlich. Hitler wusste, dass Meissner kein Nationalsozialist war. Trotzdem beförderte er den Staatssekretär 1937 zum Reichsminister. Am 13. Mai 1940 nahm Hitler bei Familie Meissner am Tee teil.

Hitler kam allein, begrüsst die Familie mit betonter Herzlichkeit; er liess sich vom Gastgeber zuerst dessen Bilder erklären und die Geschenke zeigen. Dabei hielt Hitler einen silbernen Korkenzieher für ein «verdächtiges Geschenk». Das Bild, das den Blick vom Elternhaus auf das Strassburger Münster zeigt, betrachtete Hitler eingehend und sagte dann: «Wenn wir in Strassburg sind, müssen Sie mich führen.»

Auf einem kleinen Tisch standen die Photographien von Friedrich Ebert und Paul von Hindenburg in Silberrahmen. Hitler sagte zu Meissner: «Wir Nationalsozialisten haben Ebert politisch nicht richtig beurteilt. Der Mann hat schon einiges geleistet.»

Der «Bulle» Bormann

«Lasst wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen!» So lässt Shakespeare seinen Caesar dessen Mitarbeiterstab charakterisieren. Hitlers Bormann hätte genau in dieses Wunschbild des grossen Römers gepasst: Er war klein, dick, hatte eine Glatze, die von einem dunklen Haargewölke gesäumt wurde, und war ein ebenso bienenfleissiger Arbeiter wie guter Schläfer.

Vergleiche zwischen Gajus Julius Caesar und Adolf Hitler sind noch unangebrachter als jene zwischen Napoleon Bonaparte und dem Führer des Dritten Reiches. Wer die glänzend erschaute und geschriebene Geist- und Seelenstudie Mommsens am Schluss seiner «Römischen Geschichte» kennt, wird sich kaum wesensverschiedenere Akteure der Weltgeschichte vorstellen können als Caesar und Hitler: Jener, der immer Mass hielt, weise war und Utopien widerstand, dieser, der «alles auf eine Karte setzte», keinen Senat anhörte und von Irrationalismen gejagt wurde. Zwei Gemeinsamkeiten der zwei Antipoden jedoch sind erwähnenswert: Beide wurden 56 Jahre und beide hatten «Söhne», die ihnen nach dem Leben trachteten: Brutus mit Erfolg. Plutarch berichtet von Caesar, der von vielen Mörderstichen schon getroffen war, den Ausruf: «Et tu, mi fili – Auch Du, mein Sohn», als Brutus ihm mit seinem Dolch gleichsam den Fangstoss gab. Wie Caesar Brutus liebte als seinen vermutlichen Sohn, so betonte Hitler immer wieder in seinem Hauptquartier: «Mit dem jungen Stauffenberg habe ich noch viel vor.» Denn der spätere Attentäter war ein glühender Nationalist, hochbegabt und voller Leidenschaft, im Dritten Reich ganz nach oben zu kommen, zuerst mit, dann gegen Hitler. Oberst Graf von Stauffenberg war jung, gertenschlank und ehrgeizig. Für ihn passte die Fortsetzung des Shakespeare-Caesar-Wortes: «Der Cassius dort hat einen hohlen Blick, er denkt zuviel, die Leute sind gefährlich.» Cassius eröffnete den Dolchstoss-Todesreigen an Caesar, bevor der Imperator an der Säule des Pompeius entseelt niedersank.

Martin Bormann war ungefähr in allem das schiere Gegenbild zum Attentäter Stauffenberg. Aber als Bormann dem jungen Grafen zum erstenmal die Hand reichte, war jener bereits der allmächtige Partei- und Staatsbürokrat des Dritten Reiches. Er hatte sich von der Pike auf hochgedient, zuerst im Innendienst, dann im «Generalstab» der NSDAP. Martin Bormann wusste von Haus aus, dass er niemals als Troupier der Partei Erfolg haben könne: Er war kein Redner, besass kein Charisma, keinen Humor, keinen Esprit, er war von seinem Rundschädel über seinen dicken Bauch bis zu den kurzen Beinen das Modell eines «Schrumpfermannen». Dafür las er viel, hatte ein glänzendes Gedächtnis, arbeitete unentwegt, machte sich dem Führer unentbehrlich und war das Gegenteil der «drei indischen Affen»: er sah alles, er hörte alles und er redete viel, am meisten unter vier Augen mit dem Führer über die Fehler und Schwächen mancher Parteigenossen sowie über sein Prinzip «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser». Nach dem Englandflug von Rudolf Hess bekam er den Parteiapparat voll in den Griff. Logik, Folgerichtigkeit, Zielstrebigkeit und unbedingte Hitlergläubigkeit verband er mit listenreicher Schläue, kaltblütiger Intrige und menschenverachtender Machtgier – ein Franz Moor-Typ, der sich an Natur und Umwelt für sein ererbtes Ungemach eiskalt rächt. Martin Bormann glich dem Stalin der Anfangszeit, der darunter litt, kein Heros zu sein wie Lenin und kein Demosthenes wie Leo Trotzki. So entschloss sich Stalin in den Revolutionsjahren, die Partei zum Fundament seiner Macht auf- und auszubauen.

1944 kam Heinrich Hoffmann von seinem Schwiegersohn Baldur von Schirach ins Hauptquartier und berichtete Hitler über unerfreuliche Intrigen Bormanns gegen den Reichsstatthalter von Wien. Da erklärte ihm der Führer: «Verstehen Sie mich richtig und sagen Sie das auch Ihrem Schwiegersohn! Ich brauche Bormann, um den Krieg zu gewinnen. Ich gebe zu, er ist rücksichtslos und brutal. Ein Bulle! Alle haben in der bedingungslosen Ausführung meiner Befehle versagt – er nie! Jeder, ganz gleich wer, muss wissen: Wer gegen Bormann ist, ist gegen den Staat! Ich

lasse alle an die Wand stellen! Und wenn es Tausende oder Zehntausende wären! Genauso wie alle, die vom Frieden sprechen! Es ist besser, solch Erbärmliche zu liquidieren als ein Volk von siebenzig Millionen zugrunde zu richten.»

Der General und die Mücke

Eines Tages bestellte der Führer und Reichskanzler den Sohn des grossen Konstrukteurs, Ferry Porsche, in sein Hauptquartier, die «Wolfschanze» in Ostpreussen. Der junge Ingenieur aus Stuttgart führte Hitler und seinem Stab eine besonders geländegängige Spezialanfertigung des Volkswagens vor. Bei dieser Gelegenheit bat Hitler Ferry Porsche, diesen Wagen zusätzlich mit einem Moskitonetz auszurüsten, damit die Soldaten vor den ukrainischen Mücken geschützt sind. Kaum hatte er dies gesagt, stach ein solches Insekt einen neben Hitler stehenden General. Blitzschnell holte der Führer aus und zerdrückte die Mücke auf der Backe. Der hohe Offizier erschrak und spürte Blut in seinem Gesicht. Da spöttelte Hitler: «Sehen Sie, meine Herren, das ist der erste deutsche General, bei dem in diesem Kriege Blut fliesst!»

Der «Feindsender-Hörer» Heinrich Hoffmann

Aus Langeweile und Neugier drehte der Leibphotograph einmal im Führerhauptquartier «Wolfschanze» an seinem Radio und hörte plötzlich einen englischen Sender. Das war zwar streng verboten, aber er wollte auch einmal gerne wissen, was die anderen sagten. Nach einer der Meldungen hielt sich Churchill in Kairo auf und nahm eine Parade der englischen Truppen ab. Kurze Zeit später rief ihn Linge, der Kammerdiener Hitlers, zum Führer. Es

war Nacht. Hoffmanns Baracke lag etwa 100 Meter vom Führerbunker entfernt.

«Was gibt es Neues?» fragte ihn Hitler wie üblich. Unbedacht erzählte Hoffmann, er habe gehört, dass Churchill in Kairo sei, und noch unbedachter lobte er die Vitalität dieses «Burschen». Dieser an sich belanglose Vorgang löste wahre Kettenreaktionen im Führerhauptquartier aus. Denn für Hitler war es unerträglich, dass jemand anderer – und noch dazu ein Zivilist – in seinem Hauptquartier mehr wusste als er, der Führer. Zum andern scheute Hitler nun kein Mittel, diesem Übelstand auf die Spur zu kommen und ihn ein für allemal abzustellen.

Zunächst fing diese kleine Staatsaffäre mit einer harmlosen Frage des Führers an: «Woher wissen Sie denn das?» Nun sass der Leibphotograph in der Klemme, er rettete sich mit einer Notlüge: «Zwei SS-Männer, denen ich auf dem Weg hierher begegnete, haben es sich erzählt.» – «Sicher Leute von der Telefonzentrale», meinte Hitler und fügte scharf hinzu: «Rufen Sie sofort dort an, wann diese Meldung durchgekommen ist!» Hoffmann führte den Befehl in Kenntnis dessen aus, dass diese «Leute» davon nichts wussten, und sagte nur: «Fehlanzeige, Herr Hitler.» «Verbinden Sie mich unverzüglich mit Ribbentrop!» befahl Hitler. Es war drei Uhr nachts. Endlich meldete sich der Aussenminister. «Von meinem Photographen muss ich mir berichten lassen, dass Churchill in Kairo ist und eine Parade abnimmt. Sie als zuständiger Mann und Ihr Amt haben natürlich davon keine Ahnung!» Wütend knallte Hitler den Hörer auf die Gabel.

Hoffmann dachte dabei an den armen Ribbentrop und an dessen Wut, von ihm blossgestellt worden zu sein. Hitler war nicht mehr zu beruhigen. Eine volle Stunde verging, ohne dass die erwartete Meldung eintraf. Da wurde Himmler, dessen Quartier etwa 50 km entfernt war, herbeizitiert. Als er eintraf, wurde sofort Appell befohlen. Sämtliche SS-Wachmannschaften einschliesslich des Telefonpersonals traten an. Himmler und Hoffmann schritten die Front ab; der Photograph musste sich jeden Mann genau anschauen, natürlich erkannte er keinen. Da fiel ihm eine neue,

glaubwürdige Ausrede ein: Er habe in der Dunkelheit die Gesichter nicht recht erkennen können, zumal er darauf auch gar nicht geachtet habe.

Himmler musterte Hoffmann lauern und wandte sich dann plötzlich an die angetretenen SS-Männer. Er sicherte beiden Straffreiheit zu, falls sie gestehen würden, sich über Churchill unterhalten zu haben und Hoffmann begegnet zu sein. Als sich keiner meldete, gingen Hoffmann und Himmler schweigend in den Führerbunker zurück. Kurze Zeit später kam tatsächlich die Meldung, dass Churchill in Kairo sei.

Hitler verabschiedete Hoffmann äusserst frostig. Am nächsten Tag besuchte Bormann den Leibphotographen und sagte: «Ich möchte dich nur daran erinnern, dass du ebensowenig wie die Minister Feindsender abhören darfst. Der Führer wünscht, dass auch du dieses Verbot strikt einhältst.»

Stalingrad – oder der Anfang vom Ende

Die fast religiöse Hingabe des Volkes an sein «Mütterchen Russland», die unermesslichen Weiten des Landes, die sibirische Kälte des Winters, die versumpften Wege im Frühjahr und das Genie russischer Feldherrn, die Natur zum Fundament ihrer Strategie zu machen, haben die Angriffe des Königs Karl XII. von Schweden bei Poltawa, jenen des Kaisers der Franzosen in Moskau und den des Führers des Grossdeutschen Reiches in und um Stalingrad in katastrophale Niederlagen verwandelt.

1943 berichtete im Casino des Führerhauptquartiers «Werwolf» in der Ukraine der militärische Chef adjutant Hitlers, Oberst Schmundt, dem General Jodi erregt und empört dies: Bormann habe ihn in Hitlers Namen beauftragt, nach Stalingrad zu fliegen und dem Generalfeldmarschall Paulus eine Pistole zu überbringen, mit der er sich gefälligst zu erschiessen habe. Schmundt beteuerte, dass er diesen Auftrag des Führers bei aller Ergebenheit

nicht ausführen werde. Wörtlich begründete er seine «Befehlsverweigerung» so: «Es beleidigt mein soldatisches Ehrgefühl, Paulus eine Pistole zu überbringen. Ich kenne ihn als vorbildlichen Offizier, der in seiner 35-jährigen Dienstzeit Hervorragendes geleistet hat. Ich bin sicher, dass er so entscheidet, wie es für seine Soldaten am besten ist. Man muss dem Führer einer Armee selbständige Entscheidungen zubilligen. Erschiesst sich Paulus, kann er für seine Soldaten nicht mehr einstehen.»

Oberst Schmudt flog nicht nach Stalingrad. Denn Hitler hatte erstmals als Feldherr dieses Krieges die Nerven verloren. Die Stadt, die den Namen seines gewaltigen Feindes trug, sollte fallen, wie das schon vorher Leningrad tun sollte, das zur Ehre des Begründers der Sowjetunion umgetauft worden war, zugleich als Beweis vor der Geschichte, dass Peter der Grosse der Vergangenheit angehöre. Hitler wollte aus ähnlichen historischen und symbolträchtigen Bezügen Leningrad und Stalingrad dem Erdboden gleichmachen. Es ist ihm nicht gelungen. Dafür verlor er die 6. Armee und ihren Generalfeldmarschall Paulus, der als Gefangener der Roten Armee in mehrfacher Hinsicht zum «Saulus» geworden ist.

Hitler geriet darüber ausser Rand und Band: «Meine Offiziere sind ein Pack von Meuterern und Feiglingen. Ich will keinen mehr von ihnen in meinem engeren Kreis sehen. Auch an ihren Essen werde ich niemals mehr teilnehmen.» Seine kleine Umgebung erleichte. So hatten sie ihren Führer noch niemals während des ganzen Krieges reden hören. Dieser Hassausbruch, diese namenlose Beschimpfung des gesamten Offizierskorps musste zu einem unheilbaren Bruch zwischen dem Führer und seiner militärischen Gefolgschaft hintreiben. Und schon setzte Hitler seine Anwürfe in der kleinen Tischrunde fort:

«Wie oft haben sie mir von dieser oder jener Operation abgeraten! Wenn ich sie aber trotzdem erfolgreich durchführte, dann war es ihr Verdienst! Dann kamen sie und wollten Orden haben. Hätte ich auf diese Herren gehört, so wäre der Krieg schon lange

verloren!» Nun war er verloren. Hitler spürte oder wusste, dass Stalingrad der Anfang vom Ende war. Sein allezeit wacher Instinkt gab ihm dies ein, und seine militärische Erfahrung bestätigte es. Wie sollte die Wehrmacht, die Heimatfront, die Rüstungswirtschaft 1943/44 den konzentrischen Angriffen einer Welt von Feinden, voran der angelsächsischen Mächte, der Sowjetunion und des Weltjudentums standhalten können? Nun setzte die Schuldfrage ein. Es ist bezeichnend für Wesen und Charakter Hitlers, dass er sie nicht nach der Logik des Führerprinzips stellte und beantwortete. Er hatte alle Macht, und er trug die ganze Verantwortung. Sein Anfall von Verzweiflung mündete in keiner Selbstanklage. «Meine Offiziere sind ein Pack von Meuterern und Feiglingen!» So verwerflich dieses rüde Pauschalurteil auch ist, es steckt viel Zwang und Logik darin. Hitler war längst ein Gefangener seines Systems. Das Reich, der Sieg und die Rettung des Abendlandes standen seit 1933, spätestens aber seit dem Überfall auf die Sowjetunion auf seinen zwei Augen. Seine Selbstkritik hätte weniger ihm geschadet als dem geheiligten Prinzip und der Unersetzbarkeit seines Führertums. Natürlich konnte es in seiner Sicht keine Alternative für ihn als Führer und Feldherrn geben, es gab auch keine, weder in den Augen des Volkes noch aufgrund der militärischen Lage, die, wenn überhaupt einer sie noch wenden konnte, im Alleingriff Hitlers bleiben musste.

Als Hindenburg gestorben, riet man dem Führer und Reichskanzler, das Amt des Reichspräsidenten zu übernehmen. Gregor Strasser hatte bereits 1932 ähnliche Erwägungen angestellt. Aber Karl Valentin, der weise Narr, sollte mit seiner Charakterisierung Hitlers recht behalten: «Alles oder nix!» Das demokratische System erwies sich vor allem im Kriege als das ungleich zweckmässiger und effektivere: Roosevelt und Churchill brauchten ihre Generale und Admirale nicht zu beschimpfen, sie lösten sie ab und ersetzten sie durch solche mit mehr «Fortune». Die Demokratie lebt von Alternativen. Das System des Dritten Reiches war auf einen Mann fixiert.

Als Hitler die ersten ausländischen Zeitungen mit einem Bild von

den Kapitulationsverhandlungen in Stalingrad vorgelegt wurden, glaubte er immer noch, dass sich der Generalfeldmarschall den Sowjets nicht ergeben habe. Hitler war durch und durch Ideologe; ein weltanschaulicher General, noch dazu ein nationalsozialistischer, musste entweder siegen, fallen oder von eigener Hand sterben, falls ihm die Gefangenschaft drohte. Dabei wurden und werden in allen Kriegen hohe und höchste Offiziere Gefangene ihrer Feinde, eines der Berufsrisiken des Soldaten in aller Welt.

Hitler liess Hoffmann rufen, zeigte ihm mit zittriger Hand das Zeitungsbild und erklärte ihm in höchster Erregung: «Hoffmann, ich verlange Ihr fachmännisches Urteil. Ist das eine Original-Aufnahme oder eine Photomontage, in die Paulus hineinkopiert wurde?» Während der Fachmann das Bild untersuchte, ging Hitler erregt auf und ab, blieb dann wie gebannt stehen, als er erwartete nunmehr eine Art Todesurteil. Der Leibphotograph kannte seinen Hitler, es tat ihm weh, dem Führer inmitten der Katastrophe von Stalingrad eine neue Enttäuschung bereiten zu müssen. Hoffmann sagte ganz leise, damit es niemand hören sollte: «Herr Hitler, das Bild ist keine Photomontage.»

Eine Freundestat

Die Alliierten haben im September 1943 Italien zur Kapitulation gezwungen. Vorher hatte der König Viktor Emanuel den Duce Benito Mussolini verhaften und in der Bergfeste des 3'000 m hohen Gran Sasso einkerkern lassen. Die in Italien stehenden deutschen Truppen waren zu dieser Zeit noch ungeschlagen, wenn gleich auf dem Rückzug. Da gab Hitler seinem Landsmann Otto Skorzeny den Befehl, Mussolini unverzüglich zu befreien. Der abenteuerliche Handstreich glückte vollkommen. Mussolini sagte zu Skorzeny: «Ich wusste, dass mich mein Freund Hitler nicht im Stiche lassen wird.»

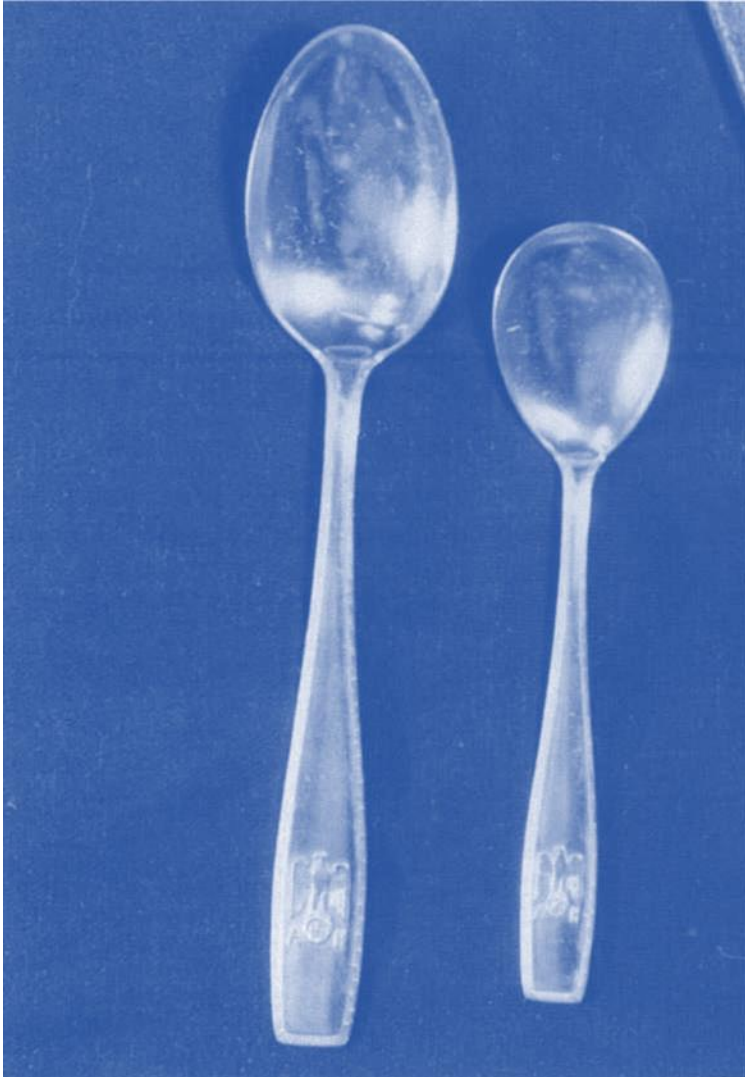
Hitler und Mussolini verstanden sich während des Krieges als

Kämpfer gegen den Bolschewismus zur Rettung Europas nahtlos. In diesem Sinne erklärte der Führer in seinem Hauptquartier wiederholt, dass der Duce die Bedeutung der bolschewistischen Gefahr ganz klar erkannt habe. «Er hat mir auch sofort zugestimmt, als ich erklärte, dass mein Krieg gegen die roten Zaren die letzte Möglichkeit sei, den Vormarsch der sowjetischen Panzerdivisionen ins Herz Europas aufzuhalten. Immer wieder habe ich bei solchen Gesprächen das Gefühl, als stünde einer der grossen römischen Caesaren vor mir und wir sprächen über den Krieg gegen die Perser oder andere wilde Stämme des Ostens. Gleich mir macht sich Mussolini keine Illusionen über das Schicksal Europas im Falle eines russischen Sieges: Das Ende!»

Hitlers Tafelrunde

Hitlers Abgott war Friedrich der Grosse von Preussen. Während des für ihn immer aussichtsloser werdenden Weltkrieges suchte und fand er Trost im Durchhaltewillen des grossen Königs. Als Roosevelt kurz vor Kriegsende starb, blieb es dem Propagandaminister Dr. Goebbels vorbehalten, geschichtliche Vergleiche zwischen dem Tod der Zarin Elisabeth und jenem des nordamerikanischen Präsidenten im Hinblick auf die verzweifelte Kriegslage von 1762 und 1945 zu ziehen. Hitler hingegen sah die Situation nüchtern: «Der Tod des Präsidenten ändert am Ausgang des Zweiten Weltkrieges nichts», erklärte er vor der Lagebesprechung. Das «Mirakel des Hauses Brandenburg», wie der Preussenkönig in seiner Geschichtsschreibung den zeitgerechten Tod seiner Erzfeindin und den Wechsel zu seinem Bewunderer, Zar Peter III., nannte, ereignete sich 1945 nicht. Der durch «Wunder» über Gebühr verwöhnte Hitler wusste, dass ihn seine Vorsehung verlassen hatte.

In Hitlers Arbeitszimmer im «Braunen Haus» hingen zwei Bilder Friedrichs des Grossen und dessen Totenmaske. Trotzdem wurde



Hitler als Designer.



Götterdämmerung – Hitler besichtigt mit dem Adjutanten Schaub die Bombenschäden der Neuen Reichskanzlei im Frühjahr 1945 in Berlin.

der Führer vom Geist des Philosophen kaum inspiriert. Hitler kannte alle Einzelheiten der Tafelrunde von Sanssouci, aber er war ausserstande, sie nachzuvollziehen. Um seinen Tisch sassen keine – vergleichbaren – französischen Aufklärer wie Jean Le Rond d'Alembert, der grosse Mathematiker, Philosoph und Mit-herausgeber der «Encyclopédie», von dem Jahrtausend-Geist Voltaire ganz zu schweigen. Aber Hitlers Tafelrunde war auch längst nicht so primitiv wie das «Tabaks-Kollegium» Friedrich Wilhelms I., dessen Mitglieder überlange Pfeifen rauchten und Unmengen schweren Bieres tranken, obgleich kein Bayer darunter war.

Während Hitler in den späteren Jahren vor allem in seinen Hauptquartieren und auch auf dem Obersalzberg lange Monologe hielt, herrschte in seiner Männerrunde in der Reichskanzlei nach 1933 die Atmosphäre eines gehobenen Stammtisches: Alte Kämpfer und alte Kameraden assen und tranken, plauderten und scherzten; sie freuten und sie sonnten sich in ihrem Sieg. Getrunken wurde viel, geraucht nie.

Der Speisesaal der Reichskanzlei war fast quadratisch. In dem hohen Raum mit den drei grossen Glastüren, die in den Garten führten, hing an der Stirnwand das etwa vier Meter breite Gemälde «Einzug der Sonnengöttin» von Kaulbach. In Nischen standen zwei lebensgrosse Bronzefiguren «Blut und Boden» von dem Münchener Bildhauer Wackerle. Ein stattlicher Tisch, der ausgezogen bis zu 60 Personen Platz bot, eine Anzahl kleinerer Tische, bestimmt für die Begleitung der geladenen Prominenz, und ein Büffet bildeten die Einrichtung. Ursprünglich war der Speisesaal nur für private Zwecke bestimmt. Später speisten in ihm auch fremde Staatsoberhäupter und auswärtige Diplomaten ganz offiziell mit dem Führer des Dritten Reiches.

Als Bedienung fungierten junge SS-Männer, die in Spezialkursen geschult worden waren. Sie trugen kurze weisse Jacken und schwarze Hosen. Diskret und gewandt wie perfekte Ober servierten sie. Das Essen war, wenn es sich um kein Staatsmahl handelte, gut bürgerlich; meist bestand es aus Suppe, Fleisch, Gemü-

se und einer kleinen Nachspeise. Waren Gäste darunter, die wie Hitler vegetarische Kost wünschten, wurde ihr Wunsch natürlich erfüllt. Ausser Martin Bormann machte jedoch kaum jemand davon Gebrauch.

An Hitlers Tafel ging es nie eintönig zu. Reichs- und Gauleiter, die dienstlich in Berlin zu tun hatten, und namhafte Künstler wurden regelmässig eingeladen. Während des Krieges sah man nur Uniformen. Heinrich Hoffmann war der einzige Zivilist. Hitler empfahl ihm, sich einen Uniformrock ohne Rangabzeichen schneidern zu lassen. Das geschah. Hatte der Reichskanzler einen hohen Ehrengast geladen, der zu seiner Rechten sass, so wählte er meist einen Wissenschaftler zu seinem linken Nachbarn, damit sich keiner der anwesenden Feldmarschälle zuückgesetzt fühlen konnte.

Wenn nicht gerade Hitler das Wort genommen hatte, so brillierte Dr. Goebbels. Er hatte Geist, Wissen, Witz, war belesen und ein Mephisto dazu, nicht allein wegen seines Klumpfusses. Nach 1945 ging er in den USA bei einer wissenschaftlichen Umfrage «Wer war der grösste Propagandist des zweiten Weltkrieges?» mit 98 Prozent der Stimmen als Sieger hervor. Dr. Goebbels liebte es, seine geistige Überlegenheit andere, voran brave alte Kämpfer und Konkurrenten spüren zu lassen.

Eines Tages hatte einer von Hitlers Tafelrunde den Vorschlag gemacht, es solle doch einmal jeder ehrlich sagen, bei welcher Gelegenheit er die besten Einfälle habe. «Sie, mein Führer», sagte der Anreger, «scheiden natürlich hier aus, denn wir alle leben von der Fülle Ihrer Einfälle.» Als Reichspressechef Dr. Dietrich an der Reihe war, sagte er: «Ich habe meine besten Einfälle in der Badewanne, man ist da gelöst, entspannt und wohligh aufgehoben.» Vermutlich hatte Dietrich Stefan Zweigs Biographie über Balzac gelesen. Der grosse Dichter pflegte – ähnlich wie Napoleon – bis zu einer Stunde in der Badewanne zu liegen und zu meditieren, bevor er, von seinem Diener in die geliebte Mönchskutte gehüllt, wiederum zur Feder griff. Derartige Assoziationen kamen Dr. Goebbels nicht in den Sinn, er wollte ja sein Opfer

haben und den Lacherfolg dazu, also platzte er heraus: «Sie baden entschieden zuwenig, Parteigenosse Dietrich!»

Es war bereits Krieg. Die Engländer hatten schon mehrere Nachtangriffe auf Berlin geflogen. Hitler, der gerade aus seinem Hauptquartier eingetroffen war, fragte seine Tafelrunde: «Haben sich die Bombenangriffe auf das Berliner Nachtleben irgendwie nachteilig ausgewirkt?» Sofort blickte Dr. Goebbels den Leibphotographen herausfordernd an. «Was starren Sie mich so boshaft an, Herr Doktor?» fragte Hoffmann verärgert. «Nun, Sie sind doch der einzige Fachmann in unserer Runde und wissen am besten über das Berliner Nachtleben Bescheid», erwiderte Goebbels ebenso genüsslich wie neugierig. Hitler schmunzelte, und alle Augen richteten sich auf den Leibphotographen.

Da wagte Heinrich Hoffmann wieder einmal eine seiner kessen Repliken, derentwegen ihn Hitler – nicht zuletzt – so herzlich schätzte. «Sie sollten Fachleute nicht verspotten, Herr Doktor», erklärte Hoffmann. «Jedes Kind in Deutschland weiss, dass Sie in Ihrem Ministerium dringend welche nötig hätten!» Hitler hielt sich die Hände vors Gesicht und lachte diebisch, alle anderen taten es ihm gleich.

Diese Abfuhr konnte der Propagandaminister nicht auf sich sitzen lassen. Er sagte: «Mein Führer, ich muss Sie in Ihrer Tafelrunde mit einem kleinen-grossen Problem konfrontieren, verzeihen Sie bitte, aber es gehört auch ein bisschen zum Nachtleben, und es richtet sich direkt gegen alle Nichtraucher. Der Parteigenosse Sauckel ist an mich herangetreten mit dem Vorschlag, dass ich Propaganda gegen das Rauchen machen solle. Es sei Krieg, der Nikotingenuss schade der Gesundheit, voran jener der Soldaten, ausserdem werde dadurch Volks vermögen sinnlos vergeudet. Wissend, mein Führer, dass Sie Nichtraucher sind», schloss der Gauleiter seine Anti-Nikotin-Predigt mit der Einsicht eines saarländischen Bauern, der einmal zu ihm gesagt habe: «Wie kann man nur das kostbare Geld vor der Nase verbrennen?» Goebbels sagte: «Parteigenosse Sauckel, das ist eine sehr ernste Frage, nein, ein Problem, das die Massen unserer Volksgenossen unmittelbar

berührt. Denken Sie an unsere Arbeiter, voran an jene der Rüstungswirtschaft, an unsere Ingenieure, Techniker, Erfinder, Direktoren, Betriebschefs, an die Ärzte, Krankenschwestern und voran an unsere Soldaten, die von einem schweren Angriff in ihre Stellungen zurückkehren, denken Sie an die Familienväter, gleichviel, wo sie tätig sind, im Gewerbe, im Einzelhandel, in der Wirtschaft, in der Partei, im Staat usf., alle diese Männer und Frauen könnten zu Hause nach Feierabend und draussen an der Front sich kein Zigarettchen mehr anzünden zur Entspannung; wäre das nicht das Ende von allem? Nein, Parteigenosse Sauckel, Sie werden mich niemals dazu bringen, dem kleinen Mann sein kleines Vergnügen zu rauben, seine Zigarette!» Und er schloss mit einer Fabel aus «Tausendundeiner Nacht»: «Einst träumte der Bey von Tunis, er sei nicht mehr der Bey von Tunis, sondern die Präposition ‚bei‘ – und darüber soll der Bey von Tunis wahn-sinnig geworden sein – wie es unsere schaffenden und kämpfenden Massen würden, wenn sie nicht mehr über ihre Zigarette in der Hand ‚regieren‘ könnten.» Dr. Goebbels glänzte, er hatte die Niederlage, die ihm Hoffmann zugefügt hatte, souverän abge- wehrt. Natürlich entschied Hitler gegen Sauckels Vorschlag. Der von höchster Stelle Bestätigte setzte nun seinen persönlichen «Krieg» gegen Heinrich Hoffmann so fort: «Sagen Sie mal, Herr Hoffmann, seit Jahr und Tag frage ich mich, wieviel Geld Sie etwa Ihre blühende Nase gekostet hat. Ich habe ein derartiges Prachtstück im Gesicht eines Mannes noch nie gesehen.» Der Leibphotograph erwiderte knapp: «Meine Nase, Herr Minister, hat mich mehr gekostet als Ihre ganze Erziehung.»

Der «Zuträger» Hoffmann

Heinrich Hoffmann hatte als Leibphotograph ein dienstlich-geschäftliches Verhältnis zu Adolf Hitler. Viel entscheidender für den zweieinhalb Jahrzehnte währenden Bund dieser beiden Männer war Hitlers Wort, als er zum ersten Mal Gast im Hause seines Photographen war: «Herr Hoffmann, Sie gefallen mir.» Das war 1922. Die beiden Männer gefielen einander bis zur letzten Stunde Hitlers in seiner zerbombten Reichskanzlei 1945 in Berlin. Beide wollten einmal Kunstmaler werden, beide konnten oder durften es nicht werden; beide lebten aus der gleichen Welt, der katholischen, der barocken, der süddeutsch-österreichischen, der geschichtsmächtigen, der kunstreichen, der landschaftsschönen, der donauländischen, in der den Limes entlang die Römer Städte voller Glanz gegründet haben: Regensburg, Passau, Linz/Enns und Wien, und beide Männer hatten in München Beruf, Berufung und Heimat gefunden. Beide gestalteten 1937 die erste Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst. Als Dr. Goebbels sie eröffnete, musste er – sehr zu seinem Ärger – der Festversammlung mitteilen, dass «der Führer Herrn Heinrich Hoffmann zur Feier dieses Tages zum Professor ernannt» habe.

Zwei besondere Umstände haben dieses im Dritten Reich wohl einmalige Vertrauensverhältnis fortwährend verdichtet:

1. Hoffmann ist sich seit 1922 immer treu geblieben. Er war zwar Parteigenosse, aber die Partei vermochte ihn nicht zu verändern, er machte in ihr nicht die geringste Karriere, er wurde nie zum «Goldfasan» oder gar zu einem Bonzen. Und er stand vor Hitler nie stramm, er meldete nie «Mein Führer» . . . , und er war dankbar, dass er ihm auch am Tag der Machtergreifung die zivile Anrede wie seither einräumte: «Herr Hitler». In und mit Hoffmann begleitete Hitler ein «Stück» Volk, das seinem Wesen immer treu ist, dazu Aufstieg, Erfolg und ein Stück Geschichte.
2. Beide waren Gesellschaftsmenschen und Bohémiens dazu – mit dem für Hitler fatalen Unterschied, dass sich Hoffmann als

«Schwabinger» geben durfte und der Parteiführer nicht. Auf diese Weise wurde der Neid – der Spaltpilz vieler Freundschaften schlechthin – zu einem Dauerkitt. Denn heimlich mochte sich Hitler immer wieder sagen: «Wenn ich doch auch nur so unbeschwert leben, so fröhlich-leichthin plaudern, so genüsslich zechen, so köstliche Weine trinken, so auf Bruderschaft machen und ein ebenso erfülltes wie unabhängiges Dasein führen könnte wie dieser Prachtskerl Hoffmann!»

Vielen höchsten Parteiführern war dieses seltene Vertrauensverhältnis ein Dorn im Auge, allen voran Martin Bormann und Dr. Joseph Goebbels; sie setzten auch das böse Wort vom «Zuträger» Hoffmann in ihre Umwelt. In Wahrheit nützte der Leibphotograph seine überaus persönlichen Beziehungen zu Hitler aus, um manchen Menschen zu helfen, voran Künstlern. Hans Moser war wohl das stärkste komödiantische Genie auf der Bühne – vor 1945 und nachher. Goebbels hatte herausbekommen, dass seine Frau Jüdin war, und erliess ein Spielverbot für den berühmten Schauspieler. Im Wiener «Stadtkrug» bat Hans Moser Heinrich Hoffmann, für ihn bei Hitler zu intervenieren. Das geschah, und der Führer hob das Auftrittsverbot mit sofortiger Wirkung wieder auf.

Ähnlich lag der Fall bei Gretl Slezak. Hitler sah in ihr nicht nur die Tochter des von ihm überaus geschätzten Sängers, er mochte sie auch wegen ihres unverwüstlichen Humors. Schon in seiner Wohnung am Prinzregentenplatz gehörte sie zu seinen Stammgästen. Später, bei offiziellen Künstler-Einladungen in der Reichskanzlei, fehlte sie nie.

Da Dr. Goebbels wusste, wie gut Gretl Slezak bei Hitler angeschrieben war, versuchte er erst gar nicht, wie bei vielen anderen gegen sie wegen ihrer nichtarischen Abstammung zu opponieren. Bis zum Letzten entschlossen zeigte sich Goebbels jedoch im Fall Carl Zuckmayer. Hitler war von diesem Dichter begeistert. Er hatte sich seinerzeit die «Katharina Knie» im Münchner Residenztheater mehrere Male angesehen. «Das wäre der Dichter des Dritten Reiches», sagte er zu Hoffmann. «Zuckmayer könnte wie

kein anderer die Probleme des deutschen Volkes mit ungeheurer propagandistischer Dynamik gestalten.»

Nach der Machtübernahme wurde Zuckmayer von Goebbels fanatisch bekämpft. Emil Jannings bat Hoffmann um Hilfe für den Dichter. «Ich bin mit ihm befreundet. Er ist ein guter Deutscher, war im Weltkrieg Offizier und wurde mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet.» Hoffmann, wissend, wie sehr Hitler Zuckmayer schätzte, meinte Jannings gegenüber: «Er wird in diesem Fall sicherlich Goebbels gegenüber ein Machtwort sprechen, denn Hitler hat sich begeistert über den Dramatiker geäußert.»

Hoffmann erklärte Hitler die Sachlage; dieser liess Dr. Goebbels sofort rufen und sagte ihm, dass man alles tun müsse, damit Carl Zuckmayer nicht emigriert wie Thomas Mann. Da trat etwas im Dritten Reich Einmaliges ein: Ein Reichsleiter der NSDAP und Reichspropagandaminister des Reiches widersprach, nein, widersetzte sich Hitler. «Mein Führer, wenn Sie darauf bestehen, Zuckmayer zuzulassen, stelle ich mein Amt zur Verfügung.» Und dieses «Einmalige» setzte sich fort: Hitler kapitulierte vor einem Gefolgsmann! Zuckmayer musste gehen, und Goebbels blieb.

Eines Tages erhielt Hoffmann – es war bereits Krieg – den Brief einer Mutter, deren Sohn, ein begabter Künstler, zum Tode verurteilt worden war – wegen Hochverrat. Die bedrängte Frau hatte Photographien von den künstlerischen Arbeiten ihres Sohnes mitgeschickt. Mit Brief und Mappe ausgerüstet, wartete Hoffmann, bis er zum Essen mit Hitler gerufen wurde. Hitler begrüßte Hoffmann besonders freundlich. Er fragte vorher: «Wie geht es Ihnen?», während er sonst nur die schon stereotype Frage stellte: «Was gibt es Neues?»

Da händigte Hoffmann dem Führer zuerst einen Brief seiner Lebensgefährtin Eva Braun aus, die ja auch während des Krieges noch immer Angestellte der Firma Hoffmann geblieben war, gleichsam eine Kriegsdienstleistung. Hitler, sichtlich erfreut, steckte Evas Brief in seine Tasche. Aufgeräumt meinte er dann

aufgrund der Essensbestellung Hoffmanns: «Essen Sie nur ruhig Tierleichen, Sie können ja nicht wissen, wie köstlich Sauerampfer oder Brennessel-Salat schmecken. Bohemiens haben oft keinen exquisiten, sondern einen deftigen Geschmack.» – «Was macht die Kunst?» wollte er dann wissen. «Ich habe Arbeiten eines jungen Künstlers mitgebracht», erwiderte Hoffmann erleichtert, «die ich Ihnen zeigen möchte.» Interessiert schaute Hitler die Mappe durch. Er deutete auf die Skizze einer Skulptur: «Da sehen Sie, Hoffmann, das ist ein genial veranlagter Junge! Da heisst es immer, wir hätten keinen Nachwuchs. Man muss ihn nur entdecken und fördern! Wie alt ist der Mann?» «So um die zwanzig», erwiderte Hoffmann. «Braucht er ein Stipendium? Oder kann ich sonst etwas für ihn tun?» – «Sie könnten ihm helfen, Herr Hitler», erwiderte Hoffmann. – «Was heisst das? Ist er krank, verwundet?» – «Nein», antwortete Hoffmann, «er ist zum Tode verurteilt, weil er Sie beleidigt hat.»

Da bekam Hitlers Gesicht einen harten Zug. «Reden Sie kein dummes Zeug, Hoffmann! Deswegen wird man doch nicht gleich zum Tode verurteilt», sagte er sichtlich verärgert. «Bitte, Herr Hitler, lesen Sie den Brief seiner Mutter!» Der Reichskanzler überflog ihn und steckte ihn wortlos zu Evas Brief in die Tasche. Ein paar Tage später machte Hitler Hoffmann diese Mitteilung: «Der Fall des jungen Künstlers hat mich noch sehr beschäftigt. Natürlich habe ich das Todesurteil aufgehoben, aber er wird zum Militärdienst eingezogen. Der junge Mann ist in keine gute Gesellschaft gekommen, politisch meine ich. Trotzdem danke ich Ihnen für Ihre Intervention. Ich dachte mir schon oft und oft, im Krieg erst recht: «Der Hoffmann ist für mich die Brücke zum Volk!»

Der abergläubische Hitler

Während des Krieges bemerkte Hitler einmal in seinem Hauptquartier, dass er niemals einen Angriffsbefehl an einem 13. gegeben habe, nicht etwa deshalb, weil er abergläubisch sei, sondern weil er wisse, dass seine Generale es seien. Hitler sagte hier, wie so oft um seines Ansehens willen nur die halbe Wahrheit. Er war abergläubisch, zugleich nützte er jedoch Wissenschaft und Technik für das Gelingen seiner Pläne perfekt. Der alte Satz: «Wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an» galt für ihn weitestgehend. Als Adolf Müller und Heinrich Hoffmann kurz vor Weihnachten Hitler von der Festung Landsberg abholten, fragte er die beiden, ob sie Büroräume für die Partei wüssten, er wolle unverzüglich zu ihrer Neugründung schreiten. Hoffmann sagte: «Mein ehemaliges Atelier ist frei geworden, es sind 13 Zimmer.» «Da nehme ich 12 davon», erwiderte Hitler.

*

Fest glaubte er an die Wiederkehr bestimmter historischer Ereignisse, freilich ohne dafür Beweise liefern zu können. Bei seinem anderen Aberglauben an die Parallelität der Fälle hatte er meist mehr Glück. Derartige Vorkommnisse gehören ja auch in den Alltag aller Menschen. War er in seinem Entschluss schwankend, so warf er gerne ein Markstück in die Luft und liess «Kopf oder Adler» entscheiden – , wie es Kindern eigen ist. Dabei lachte er über derartige Schicksalsbefragungen, bezeichnete sie als Unsinn, war aber zugleich sehr froh, wenn das Markstück mit jenem Zeichen oben lag, auf das er im Stillen gehofft hatte.

*

Auch der astrologische Kalender übte Einfluss auf ihn aus. So hatte er darin 1922 eine Prophezeiung gelesen, die genau auf seinen Putsch vom 9. November 1923 passte. Noch nach Jahren sprach er davon, freilich nicht darüber, ob ihn diese Prophezeiung

zur Durchführung des Putsches trieb oder ihn davon hätte fernhalten müssen.

*

Während der Grundsteinlegung des Hauses der Deutschen Kunst 1933 brach beim dritten Hammerschlag der silberne Symbolträger entzwei. Alle in der Nähe Hitlers stehenden Freunde, die ihn gut kannten, bemerkten den Schock ihres Führers. Freilich beherrschte er sich sofort und tat, als ob nichts geschehen sei. Hinterher ordnete er an, dass von diesem Missgeschick nichts in die Öffentlichkeit dringen dürfe. «Das Attentat ist das Berufsrisiko der Könige», lautet ein Wort Bismarcks. «Die Zensur ist der Schutzschild der Diktatoren» dürfte die Ergänzung dazu lauten. Hitler mogelte mit seinem Verbot der Veröffentlichung hinterher so: «Das Volk ist abergläubisch, es könnte diesen an und für sich lächerlichen Vorfall als böses Omen deuten.» Wie wenig «lächerlich» er selbst ihn nahm und wie wenig sicher er oft in sich ruhte, bezeugt dieses Ereignis.

*

Am 10. Mai 1940 hatte die Offensive im Westen begonnen. Eigentlich sollte der Angriff auf Frankreich schon früher beginnen. Aber Hitler richtete sich nach der Wettervorhersage eines Meteorologen, der den 10. Mai als den «Tag X» ausmachte. Der Wissenschaftler behielt recht, das Wetter begünstigte tagelang die Operationen der Wehrmacht. Der Meteorologe erhielt später einen goldenen Chronometer mit persönlicher Widmung von Hitler als Dank für seine zutreffende Prognose.

«Alles auf eine Karte setzen»

Nach ihrer Hochzeit 1932 bezogen die Schirachs die Parterre-Wohnung des Defregger-Hauses in München, Königinstr. 31. Richard Wagner hatte am 28. April 1874 mit seinem Einzug in

sein Haus Wahnfried zu Bayreuth den Reigen der berühmten Künstler-Villen eröffnet. Lenbach, Stuck, Defregger u.a. folgten diesem Beispiel. Im ersten Stock des Hauses Königinstr. 31 wohnte die Familie des Malers Piloty. Eine prachtvolle Treppe führte hinauf, deren Wände mit Werken des Professors geschmückt waren, darunter drei Versionen seines Gemäldes «Seni vor der Leiche Wallensteins». So oft Hitler auch bei den Schirachs zu Gast war, so oft betrachtete er diese Variationen vom Sterben eines grossen Mannes.

Eines Tages sagte Hitler zu Baldur und zu Henriette von Schirach, Hoffmanns Tochter, die er verwöhnte und bildete: Kaiser Ferdinand habe Wallenstein ebenso gebraucht wie gefürchtet. Daher sollte er gegen König Gustav von Schweden nur ein Heer von 5'000 Mann aufstellen. Der Friedländer habe brüsk abgelehnt; mit einer so kleinen Truppe könne man weder kämpfen noch gar siegen. Er, der Herzog, wolle aus eigenen Mitteln eine Armee von 50'000 Mann rekrutieren, ausrüsten und die Schweden schlagen. Der Kaiser willigte ein, mehr der Not als dem eigenen Triebe gehorchend.

«Wallensteins Unheil kam nicht von den Gestirnen Senis», erklärte Hitler seinen jungen Gastgeber, «sondern vom Kaiser und dessen Hof-Clique. Männer, die Geschichte machen, müssen aus eigener Machtvollkommenheit handeln wie Alexander und Caesar, Friedrich der Grosse und Napoleon. Wallenstein ist mir unheimlich, ich fühle mich ihm verwandt. Er setzte auch alles auf eine Karte wie ich.»

«Ich bin ein mediterraner Mensch»

Dieses Bekenntnis Hitlers hätte alle Parteigenossen irritiert, am meisten jene der Schulungs- und Propaganda-Ämter, vom Rasenpolitischen Amt ganz zu schweigen. Heinrich Himmler traktierte seinen Führer immer wieder mit den Funden von Ausgrabungen germanischer Siedlungen, Tonscherben, Schmuck oder

Resten von Waffen. «Verstehen Sie mich doch, lieber Himmler, dass ich mit diesem Zeug nichts anzufangen weiss; denn während unsere germanischen Vorfahren ihre elenden Hütten und ihre bescheidenen Gebrauchsgegenstände fertigten, war Jahrhunderte vorher auf Kreta das Stadt- und Paläste-Wunder von Knossos entstanden, mit Warmwasserheizung, Wasserklosetts, mit prunkvollen Treppen, malerischen Innenhöfen und Repräsentationsräumen. Nichts gegen unsere Germanen, sie sind nun einmal Opfer ihres Klimas. Mir geht es wie Iphigenie – das Land der Griechen mit der Seele suchend –. Das Haus der deutschen Kunst habe ich mit Säulen geschmückt zum Zeichen dafür, dass München eine südliche Stadt ist.» Hitler kam auf solche und ähnliche Äusserungen im kleinen Kreise immer wieder zurück, vor allem während des Krieges. Er wurde zeit seines Lebens mit zwei Seelen in seiner Brust, der künstlerischen und der politischen, nicht fertig. Wäre er in Wien mit seiner künstlerischen Laufbahn nicht zweimal gescheitert, weil ihm die Mittlere Reife und das Abitur fehlten, so hätte er fraglos als Maler oder als Architekt sein Genüge gefunden. Seine Ur-Leidenschaft gehörte dem Zeichnen und Malen, den schöpferischen Impulsen und Visionen, der künstlerischen Intuition und dem Reich der Phantasie. Erst das Erlebnis des Weltkrieges mit dem Zusammenbruch von 1918 verschlug ihn in die Politik. Seinem Wesen treu bleibend, verschrieb er sich der neuen Mission folgerichtig, ausschliesslich, mit letzter Hingebung. Die künstlerische Seele lief am Rande mit, sie meldete sich aber immer wieder, vor allem während des Krieges. Es gibt eine Fülle von Beispielen dafür, dass Hitler inmitten der immer aussichtsloser werdenden militärischen Lage sich leidenschaftlich auf seine künstlerischen Pläne warf, angefangen von seiner Lieblingsidee, Linz an der Donau, seine Vaterstadt, zur Kunst-Metropole des Reiches zu machen, bis hin zu seinen rührend-naiven Aussprüchen: «Wenn der schreckliche Krieg endlich zu Ende ist, will ich in den Albaner Bergen zeichnen und malen wie viele deutsche Künstler vor mir.»

«Eröffn' ich Räume vielen Millionen . . .» ruft Goethes Faust aus.

Hitler schrieb in seinem Buch «Mein Kampf» dies: «Und so stoppen wir den ewigen Germanenzug nach dem Süden und weisen den Blick auf das Land im Osten.» Seinem Volk den Lebensraum zu erobern, war das Kernstück seiner politischen Mission. Nach der Katastrophe von Stalingrad wusste Hitler, dass er damit gescheitert war. Nun erwachte in ihm die zweite Seele, die in Wahrheit die erste war und blieb, aber verdrängt werden musste, sein Drang nach dem Süden, seine künstlerische Pilgersehnsucht nach Hellas und Rom, sein ungestillter und nun unerfüllbar gewordener Traum, als «mediterraner Mensch» unsterbliche Kunstwerke zu schaffen.

Hierin liegt Adolf Hitlers eigentliche Tragik.

Von Gott gesandt . . .

Der Nazi-Prinz Auwä sagte vorgestern in einer Nazi-Versammlung: Hitler sei dem deutschen Volke von Gott gesandt worden . . .



Vom Himmel hoch, da kam er her . . .
Welche Konkurrenz für die Monarchen von Gottes
Gnaden!

Nachwort

Verehrte Leserin, verehrter Leser!

In der Renaissance und mit Hilfe der Reformation erwachte das abendländische Ich. Von der Aufklärung empfing es sein Selbstbewusstsein. Das Industriezeitalter und die Demokratie ermöglichen ihm den Vollzug seiner Mündigkeit. Das Ich hatte sich vorher aus den überlieferten Kollektiven gelöst, aus dem heiligen der Katholischen Kirche, dem «corpus mysticum Christi» ebenso wie aus den profanen des Obrigkeitsstaates und aus den Diktaturen totalitärer Parteien, freilich noch lange nicht überall und endgültig. Immerhin werden in vielen Ländern der westlichen Welt Staatsverfassung und Lebensgestaltung von den Grundrechten des Menschen auf seine Freiheit, seine Würde und auf seine soziale Sicherheit geprägt.

Das Deutsche Reich gehörte ebensowenig zu diesen fortschrittlichen Staaten wie die Donaumonarchie und das zaristische Russland: sie haben die Botschaft der Menschenrechte der französischen Revolution erbittert bekämpft. Diese drei Monarchien verharrten – von geringfügigen Reformen abgesehen – bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bei ihrer hergebrachten Ordnung. Am Beginn der Westoffensive des deutschen Heeres vom 21. März 1918 erklärte Wilhelm II. im vorgezogenen Siegestaumel: «Wenn ein englischer Parlamentär komme, um den Frieden zu erbitten, so müsse er erst vor der Kaiserstandarte knien; denn es handle sich um einen Sieg der Monarchie über die Demokratie!» Dieser kaiserlichen Überheblichkeit folgte die Niederlage auf dem Fusse.

Die Monarchien verschwanden. Aber die Republiken von Berlin und von Wien wurden mit den Friedensdiktaten von Versailles und St. Germain, mit den Kriegsfolgen, mit der Arbeitslosigkeit, mit der Weltwirtschaftskrise und mit den antidemokratischen Vorurteilen breiter Volksschichten nicht fertig. Die kaiserlichen Eliten hatten infolge ihrer geistigen, politischen, teilweise auch militärischen Zurückgebliebenheit den Krieg verloren. Von der Demokratie verstanden sie erst recht nichts.

So nahm sich 1918 kein Adelige, kein Geistlicher, kein Professor als Retter in der Not dieser Weimarer Republik an. Die Parteien hatten das Sagen. Aber in einer Demokratie ohne erfahrene Demokraten und ohne mündige Bürger mussten sie versagen. Das wurde zur Sternstunde Hitlers.

Die Geschichte wird am besten durch G'schichten erzählt. Sicherlich haben Sie, verehrte Leserinnen und Leser, die Richtigkeit dieses Wortes bei der Lektüre der «Anekdoten um Hitler» erfahren. Sie verdeutlichen Leben und Phänomen dieses Mannes exemplarisch: seinen einmaligen Aufstieg aus dem Nichts, seine einprägsamen Leistungen, seine triumphalen Erfolge, seine grandiosen Irrtümer und seine verhängnisvollen Fehler. So gleicht sein Lebenswerk jener Henne, die ihr Ei legt, um es zu fressen. Professor Dr. Pieper, der seinerzeitige Chef der Münchner Hals-Nasen-Ohrenklinik, ein mehr denkender als gläubiger Nationalsozialist, drückte es so aus: «Was Hitler mit seinen Händen aufbaut, stösst er mit seinem Hintern wieder um!» Kaum hatte der Führer das Grossdeutsche Reich geschaffen, fiel der erste Schuss gegen Polen. Der Zusammenbruch löschte ihn und das Reich aus. Als Preussen 1806 bei Jena und Auerstedt vernichtend geschlagen wurde, analysierten Männer wie Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau und Stein die Ursachen der Niederlage, erschrakten über die Zurückgebliebenheit ihres Königreiches gegenüber Frankreich und erneuerten den friederizianischen Staat mit Hilfe von Reformen. Scharnhorst stellte sein Lebenswerk unter die Devise: «Konservativ sein heisst, immer an der Spitze des Fortschritts zu marschieren!» Daraufhin verlor Preussen-Deutschland während des 19. Jahrhunderts keinen einzigen Krieg.

Als Wilhelm II. und seine Berater mehr mit dem Kaiserreich prahlten, anstatt die Realpolitik seines Gründers behutsamweise fortzusetzen, trieben sie Deutschland in jenen Zweifrontenkrieg, den Bismarck wie einen Alpdruck fürchtete («cauchemar des coalitions») und den seine Staatskunst zu vermeiden wusste. Nach 1918 suchten die preussischen Militärs – im Gegensatz zu

1806 – nicht in ihren Fehlern, sondern bei den anderen, in der «Dolchstosslegende» und bei den politischen Parteien die Schuld, obgleich diese verfassungsmässig kein umfassendes Mitsprache- und Kontrollrecht hatten. Auf diese Weise kam es zu keinen «Reformen», zu keinem Um- und Neudenken von Grund auf. Adolf Hitler prangerte zwar in «Mein Kampf» die Fehler der politischen und militärischen Führung des Kaiserreichs an, wiederholte sie aber während des Weltkrieges vielfach.

Seit 1945 ist das Um- und Neudenken im Gange; einen unerlässlichen Beitrag hierzu stellt die Aufarbeitung der Vergangenheit in Wort, Schrift und Bild dar, sofern sie vor der Geschichtswissenschaft bestehen kann. Die «Anekdoten um Hitler» können es. Dieses Nachwort ist um eine vertiefende Interpretation bemüht.

Graf Sforza, 1947 italienischer Aussenminister und Kenner der deutschen Geistesgeschichte, sagte: «Erst wenn unter der Asche die Glut der satanischen deutschen Romantik erloschen sein wird, erst dann wird die Welt wieder Frieden haben.» Ralf Dahrendorf schreibt in seinem Buch «Gesellschaft und Demokratie in Deutschland»: «Es gibt einen liberalen Zweifel, der den Herrschenden vor allem Schranken zu setzen, nicht Brücken zu bauen sucht. Es gibt eine Gesinnung der Konkurrenz, die den Fortschritt nur dort garantiert sieht, wo mehrere um den Vorrang streiten. Es gibt eine Auffassung von Freiheit, die diese nur dort gewährleistet findet, wo experimentelle Gesinnung, konkurrierende soziale Kräfte und liberale Institutionen sich verbinden. Diese Auffassung hat in Deutschland nie recht Fuss fassen können. Warum nicht? Das ist die deutsche Frage.» Die Romantik ist als Erlebnis und in der Kunst ein wundersames Ereignis, in der Politik jedoch ein Verhängnis. Das «Reich» und «Deutschland über die Zeiten fort» bildeten seit vier Generationen Sehnsucht, Mitte und Ziel einer beinahe religiösen Gläubigkeit. Diese Verirrung der deutschen Politik in das Irrationale, Unerreichbare und Absolute versteht Graf Sforza unter «der satanischen deutschen Romantik».

Ihre Wurzel enthüllt Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seiner Vorrede zur «Phänomenologie des Geistes»: «Indem jener (der gemeine Menschenverstand) sich auf das Gefühl, sein inwendiges Orakel beruft, ist er gegen den, der nicht übereinstimmt, fertig; er muss erklären, dass er dem weiter nichts zu sagen habe, der nicht dasselbe in sich finde und fühle; – mit anderen Worten, er tritt die Wurzel der Humanität mit Füßen. Denn die Natur dieser ist, auf die Übereinkunft mit anderen zu dringen, . . . Das Widermenschliche, das Tierische besteht darin, im Gefühl stehen zu bleiben und nur durch dieses sich mitteilen zu können.»

Indem der Deutsche «im Gefühl stehenbleibt», wird er dem Franzosen unheimlich, dessen Geist Klarheit will, und dem Angelsachsen unverständlich, dessen Lebensphilosophie der Pragmatismus ist. Darum war die deutsche Politik der Nach-Bismarck-Ära für den Westen gefühlsbeladen, weltverbesserisch und unreal, angefangen von dem bekannten Spruch, wonach am deutschen Wesen die Welt genesen soll, über die Forderung nach dem «Platz an der Sonne» bis hin zum Lebensraum-Imperialismus Adolf Hitlers. Die Welt war ja längst verteilt. Während wir Deutsche mit uns selbst beschäftigt waren, hatten die Franzosen, die Briten, die Nordamerikaner und die Russen «die Plätze an der Sonne» erobert. So wurde die deutsche Politik seit den Zeiten Wilhelm II. zusätzlich ein Dauer-Affront gegen die anderen.

Sowohl nach der Schöpfungslegende wie nach der Entwicklungslehre stehen am Beginn keine Völker, sondern Einzelmenschen. Vom «Adam» kommt alles, gewiss nicht die «Eva», wohl aber der Trieb der beiden, Nachkommen zu zeugen und sich «die Erde untertan zu machen». «Die Geschichte ist die Naturgeschichte der Menschheit», sagt Karl Marx. Darin spielen jene Völker und Staaten Hauptrollen, deren Individuen nicht bereit sind, im Kollektiv aufzugehen, sondern den Mut haben, «den Herrschenden Schranken zu setzen», wie Professor Dahrendorf lehrt.

Nationen sind weder «organische Gemeinschaften» noch «Sam-

melsurien von Individuen», sondern Einheiten aus gemeinsamer oder heterogener Herkunft, die durch das gleiche Band des Staates, der Sprache, der Kultur und des Schicksals zusammengehalten werden. Entscheidend dafür ist und bleibt nicht der Zwang, sondern die Freiwilligkeit. Daher sollte sich kein Deutscher wegen der Verdrängung des Begriffs «Gemeinschaft» durch den der «Gesellschaft» ärgern. Dieser Vorgang ist der überfällige Akt der Wiedergutmachung für das Untertanen-Dasein des deutschen Volkes seit über tausend Jahren. Der Westdeutsche besitzt seit 1949 endlich seine Grundrechte, seine Freiheiten und die Wahrung der Unantastbarkeit, der Würde seiner Person. Er wird als mündiger Bürger geachtet und behandelt, wenngleich er als solcher noch längst nicht alle Rechte und Chancen der Selbst- und Mitbestimmung in Staat und Gesellschaft in Anspruch nimmt.

Der Weg vom Untertanen zum mündigen Bürger ist lang und mühselig, aber seit dreissig Jahren gehen ihn über 60 Millionen Deutsche mit wachsendem Erfolg. Denn Natur, Aufklärung und Interessen fördern ihn in gleicher Weise. Jedermann ist unzulänglich, daher von Haus aus auf die Hilfe seiner Nächsten, seiner Familie, seiner Gemeinde, seines Landes und Staates angewiesen. Jedermann wird durch Elternhaus und Schule, durch Beruf und Selbststudium, durch die Massenmedien und durch seine Reisen aufgeklärt, gebildeter, entscheidungsfreudiger und verantwortungsbewusster, willens und fähig, die Spannung zwischen Ich und Wir konstruktiv auszutragen. Voraussetzungen zur Lösung dieser Konflikte ist die allen Mitgliedern der Gesellschaft bewusste Einsicht, dass nichts vorgegeben sein kann, sondern dass das Notwendige und das Nützliche mit Hilfe der einschlägigen und kritischen Diskussion gewonnen wird. In diesem fortwährenden Prozess der Meinungsbildung, der streitigen Auseinandersetzung zwischen Regierung und Opposition in den Parlamenten und der Gesetzgebung werden die Interessen ausgehandelt mit dem Ergebnis, dass es immer nur Ergebnisse auf Zeit gibt. Denn der Mensch ist nur der fehlbare Meister seines Schicksals, relativ und unabgeschlossen wie Natur, Sein und Zeit. Adolf Hitler, der Her-

ausforderer der Welt und Totalverlierer des Krieges, ist auch ein Hauptverantwortlicher für die Aufteilung des deutschen Volkes in drei deutsche Staaten: Österreich, Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik. Die «Wiedervereinigung» ist in eine nicht einsehbare Ferne gerückt und «Grossdeutschland» bleibt eine schattenhafte Erinnerung der älteren Generation. Goethe hat mit seinem poetischen Zuruf bis zur Stunde recht behalten: «Zur Nation zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet stattdessen, ihr könnt es, freier zu Menschen Euch aus . . .!»

Nach den Freiheitskriegen rief Friedrich Ludwig Jahn: «Es geht um die Einheit der Deutschen, die Freiheit kommt dann von selbst.» Jahn irrte. Es kam nur eine Kleindeutsche Lösung mit beschränkter Freiheit zustande.

Wilhelm von Humboldt schrieb nach dem Wiener Kongress von 1815: «Man muss auf keine Weise den wahren und eigentlichen Zweck des Deutschen Bundes vergessen, insofern er mit der europäischen Politik zusammenhängt. Sein Zweck ist Sicherung der Ruhe; das ganze Dasein des Bundes ist mithin auf Erhaltung des Gleichgewichts durch innewohnende Schwerkraft berechnet; diesem würde nun durchaus entgegen gearbeitet, wenn in der Reihe der europäischen Staaten ausser den grösseren deutschen einzeln genommen noch ein neuer kollektiver in einer, nicht durch gestörtes Gleichgewicht aufgeregten, sondern gleichsam willkürlichen Tätigkeit eingeführt würde. Niemand könnte dann hindern, dass Deutschland, als Deutschland, auch ein erobernder Staat würde, was kein guter Deutscher wollen kann.»

Zweimal haben die Mächte des Westens und jene des Ostens das Deutsche Reich bekriegt, es 1918 verkleinert und 1945 zerstört. Sie würden auch ein neuvereinigtes Deutschland ein drittes Mal zerstückeln. Mit dieser Tatsache sollten auch nationalistische Träumer fertig werden. Denn die Beurteilung der deutschen Frage durch Wilhelm von Humboldt hat seit 160 Jahren nichts an Aktualität eingebüsst; sie dürfte auch über die Schwelle des zwei-

ten zum dritten Jahrtausend seine Gültigkeit behalten, ob uns das gefällt oder nicht.

Das überschäumende Nationalgefühl der Deutschen ist von den Burschenschaften über die «Alldeutschen» zum Dritten Reich seit über dreissig Jahren am Austrocknen. Volks- und Staatsbewusstsein stehen im Vordergrund: das österreichische ist wohl am meisten gefestigt, das der DDR am meisten gefährdet und jenes der Bundesrepublik in einem ermutigenden Wachstum begriffen. Gesetzt den Fall, die Siegerstaaten würden der Republik Österreich den Anschluss an Westdeutschland mit Hilfe einer Volksabstimmung gestatten, so wäre heute eine erdrückende Mehrheit ebenso dagegen, wie sie 1938 dafür gestimmt hatte.

Sicherlich gibt es auch in der Deutschen Demokratischen Republik ein Staatsbewusstsein. Die Mitteldeutschen sind zurecht stolz auf ihre Leistung, ihr einstiges Agrarland zum zweitgrössten Industriestaat des Ostblocks hochgearbeitet zu haben. Aber ohne Freiheit, ohne Menschenrechte und ohne wirtschaftliche Wohlfahrt wird das Staatsbewusstsein der Bevölkerung erheblich getrübt. Der Integration der DDR in die Staaten des Warschauer Paktes fehlen die Freiwilligkeit, das Vertrauen und die Wohltat der Nützlichkeit. Der Idealismus einer Gesellschaft, welcher nicht mit der Befriedigung ihrer vitalen Interessen honoriert wird, versickert wie Regen im Wüstensand.

Das Schicksal hat den Westdeutschen das bessere Los zugeteilt; das ist nicht ihr Verdienst, wohl aber das biblische, mit diesem Pfund «gewuchert» zu haben. Die Integration der Bundesrepublik Deutschland in die Europäische Gemeinschaft und in die NATO erfolgte freiwillig, vertrauensvoll und begleitet von jener Frau der griechischen Mythologie, Pandora, die Hephäst aus Erde formte und von den olympischen Göttern mit allen Vorzügen ausstatten liess, bevor sie Zeus mit jener Büchse aller Übel versah, die auf sein Geheiss Epimetheus seinem Bruder Prometheus übereichen musste – als Strafe dafür, dass dieser den Menschen das Feuer geschenkt hatte. Beide, Prometheus, der Schenkende,

und Pandora, die von den Göttern verwöhnte, scheinen zu den Penaten der europäischen Gemeinschaft geworden zu sein. «Wir sind wieder wer», stellte Ludwig Erhard vor rund 20 Jahren leicht auftrumpfend fest. Den geschlagenen Westdeutschen tat dieses Wort gut und dem Ausland nicht weh. Seither verhalten sich das Staats- und das Europabewusstsein der Bundesrepublik wie kommunizierende Röhren.

Die «Anekdoten um Hitler» werden Sie gewiss, verehrte Leserinnen und Leser, zu ernstern Diskussionen, vielleicht sogar über Grundfragen des Menschen und der Geschichte anregen. Jakob Burckhardt billigt in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» nur jenen Persönlichkeiten geschichtliche Grösse zu, welche die Ereignisse entscheidend geprägt, ja ihren Inhalt und Lauf bestimmt haben. Zweifellos hat dies Hitler getan. Andererseits brachte er unendlich viel Leid über die Menschheit. «Der Handelnde wird immer schuldig.» Dieses realistische Goethewort erklärt vieles, stellt aber keineswegs einen Generalpardon dar.

Wie ist Hitlers einmaliger Aufstieg und sein unheimlicher Fall rational zu erklären? Das Wort «rational» erlaubt keine Stamm-tisch-Sprüche wie: «Das hat ebenso kommen müssen» oder «Unsere Geschichte war immer voller Tragik» oder «Hitler handelte wie alle Heroen der Weltgeschichte, die in den Trümmern ihrer Reiche begraben werden» oder andere noch verhängnisvollere Un- oder Halbwahrheiten.

Der aufgeklärte Mensch weiss um die Einmaligkeit seiner Existenz. Wird sie bedroht, verletzt, verstümmelt, gebrochen oder ausgelöscht, so ist der Entwurf des vernunftbegabten Wesens auf ein erfülltes Dasein hin für immer zerstört. Denn jenseits des Grabes gibt es nur Gräber. Diese Naturgesetzlichkeit fordert jedermann auf, aus sich das Beste zu machen, seinen Willen auszu-pressen wie eine Zitrone und seine Gaben zum Blühen zu bringen wie der Gärtner die Blumen, auf dass der Mensch am Abend sei-nes Lebens mit Nietzsche sagen kann: «Wohlan, noch einmal!»

Die «Anekdoten» zeigen, wie willensstark, konsequent und zielstrebig Hitler seine Selbstverwirklichung vollzog. «Jetzt oder nie» war seit 1920 seine Devise. Er nützte jede Chance, arbeitete unablässig, war ein Genie der Findigkeit, gab nie auf, fing von vorne an und erreichte Traumziele des menschlichen Daseins, die ihm freilich nicht genügten. So brachte er sich selbst zu Fall.

Weniger wäre mehr gewesen, mag das Fazit lauten: Weniger Dämonie und mehr Rationalismus; weniger Adept der vermeintlich allein gültigen Natur und mehr Wille, sie zu humanisieren; weniger Intuition und mehr Berechenbarkeit; weniger Entweder-Oder und mehr Sowohl-als-auch; weniger einsame Entschlüsse und mehr den Rat der Weisen; weniger eiskalte Befehle und mehr Mitmenschlichkeit rundherum; weniger ultimative Politik und mehr Konsens mit den Nachbarn; weniger die Unrast, den gordischen Knoten durchzuhauen und mehr die Geduld, ihn mählich zu lösen; weniger die Hybris, die Zukunft seines Volkes auf die eigene Biographie zu verkürzen und mehr die Weisheit Bismarcks: «Was noch fehlt, wird die Zukunft besorgen!» Weniger das unpolitische «Alles oder Nichts» und mehr die Einsicht, dass allein der schöpferische Kompromiss das menschliche Dasein erhält und kultiviert; weniger der Hochmut, auf die eine Rasse käme es an, und mehr die goldene Regel einfacher Leute: «Leben und Lebenlassen»; weniger den Krieg als «ultima ratio» und mehr die Erfahrung, dass er «ohne Vernunft» ist.

Karl Gröninger